

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich;
Leiter: W. Hofrat Dr. Aldemar Schiffkorn.

28. Jahrgang (1974)

Heft 1/2



37

INHALT

Max B a u b ö c k (†) und Albrecht E t z : Ein Lebensbild Franz Stelzhamers	3
Vinzenz J a n i k : Die Landschaftsentwicklung Oberösterreichs	36
Hans R ö d h a m m e r : Das Generalvikariat Hohenfurth 1940—1946	57
Josef O f n e r (†): Von der „Kreuzerspielhütte“ zum „Klosterkirchentheater“ — Ein Beitrag zur Theatergeschichte der Stadt Steyr	75
Georg W a c h a : Stammbücher aus Oberösterreich	78
Harry S l a p n i c k a : Vor 55 Jahren: Zweimal Standrecht in Oberösterreich	84
Lichtschalenstein im Stift Kremsmünster (P. Gottfried Engelhardt)	88
Die Abrahmgefäße (Fritz Thoma)	89
Univ.-Prof. Dr. Alfred Hoffmann 70 Jahre (Harry Slapnicka)	90
Wiss. Konsulent Professor Dr. Franz Vogl † (Ernst Burgstaller)	91
OSR Wiss. Konsulent Dr. Josef Ofner † (Dietmar Assmann)	92
Schrifttum	94

Ein Lebensbild Franz Stelzhamers

Von Max Bauböck (†)

Einleitung von A. Etz — Großpiesenham 1802/16 — Salzburg 1816/21 — Graz 1822/27 — Wien 1827/32 — Linz, Salzburg, München, Passau 1832/36 — Auf Vortragsreisen, in der Heimat und in Wien 1836/45 — Ried, München, Stuttgart 1845/55 — Salzburg, Henndorf 1856/74.

Einleitung

Seit mehr als hundert Jahren bedauert man das Fehlen einer Gesamtausgabe der Dichtungen Franz Stelzhamers. Den vergeblichen Anstrengungen des Dichters selber noch folgten solche von Peter Rosegger, Anton Matosch und anderen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges taten sich in Oberösterreich Max Bauböck, Doktor Franz Berger, Dr. Hans Commenda, Doktor Herbert Grau und Dr. Franz Pfeffer mit demselben Ziel zusammen, doch auch ihr Plan scheiterte nach mehrjähriger Vorbereitungszeit. Bereits zusammengetragenes Material erweiterte Dr. Hans Commenda zu einem Band „Stelzhamer — Leben und Werk“, der im Oberösterreichischen Landesverlag zu Weihnachten 1952 erschien und dem zweieinhalb Jahre später als Ergänzung eine „Auswahl aus seinem Lebenswerk“ folgte.

Weithin unbekannt blieb, daß auch Max Bauböck bereits umfangreiche Vorarbeiten zu einer geplanten Gesamtausgabe geleistet hatte. Insbesondere hatte er wertvolle Details zu Stelzhamers Lebenslauf gesammelt und mit einer Interpretation des hochsprachlichen Schaffens — das etwa zehnmal so umfangreich ist wie seine Mundartwerke — begonnen. Mit dem Erscheinen der Bände Commendas sah Max Bauböck jegliche Möglichkeit einer Gesamtausgabe bis auf weiteres vereitelt und legte seine Unterlagen beiseite.

Großpiesenham: 1802—1816

Großpiesenham, der Geburtsort Franz Stelzhamers, liegt in einem hügeligen Waldwinkel des nördlichen Hausrucks. Der Menschenschlag ist dort, obwohl durchaus zu demselben Stamm gehörig, schon ein anderer als in dem gegen Inn und Donau offenen übrigen Innviertel. Gegenüber fetter Erde dort ist hier ein steiniger, in den Niederungen sumpfiger Boden, der den Erntesegen weitaus schwerer hergibt, dafür aber seh-

Das Stelzhamerjahr 1974 ist ein geeigneter Anlaß, wenigstens einen Teil der Stelzhamerforschung Max Bauböcks der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Durch die Vermittlung des Kulturamtsleiters der Stadt Ried i. I., Josef Mader, und durch das Entgegenkommen der Witwe, Frau Lucia Bauböck, war es mir möglich, in den Nachlaß Einsicht zu nehmen und einen Teil davon, den von Bauböck hinterlassenen Werdegang des Menschen Stelzhamer, in eine druckreife Form umzugießen.

Eine Veröffentlichung hat trotz der bekannten — mehr oder minder zulänglichen — Stelzhamer-Biographien ihre Berechtigung, weil sie als einzige in die Psyche Stelzhamers hineinzuschauen und die Motive seines Künstlertums zu ergründen sucht.

Leider blieb Bauböcks Stelzhamer-Biographie insofern unvollendet, als darin für einen Teil der Zitate (vornehmlich aus Briefen oder sonst aus dem Stelzhamer-Nachlaß) keine Quellenangaben gemacht werden. Auch sind die letzten Jahre vor seinem Tod nicht so genau ausgeführt wie die früheren. Ich habe, wo es nötig und mir unter dem Druck der Zeit leicht möglich war, Fehlendes (z. B. Vornamen, Jahreszahlen, Briefdaten) ergänzt. An anderen Stellen habe ich den Entwurf Bauböcks leicht gekürzt, noch nicht ausgeführte Stellen ergänzt oder des besseren Verständnisses wegen umformuliert und offensichtliche Errata richtiggestellt.

Möge diese Abhandlung das Verständnis für den genialen Künstler, tiefgründigen Denker und seltsamen Menschen Stelzhamer neu wecken! Möge sie aber auch dem unermüdlichen Stelzhamerforscher Max Bauböck zur Ehre gereichen!

Albrecht E t z

nige und heitere Menschen schafft. Der ausgedehnte Nadelwald im Hausruck und im Kobernauserwald ließ lange das Holzknecht- und Wilderererelement blühen. Dort haben sich daher Worte und Ausspracheformen erhalten, die sonst im Innviertel nicht mehr gehört werden.

In diesem waldnahen Dorf ist das *Siebengütl*, Stelzhamers Geburtshaus, eine damals schon freieigene Sölde, die mit ihrem geringen Grundbesitz freilich ihren Mann nicht ernähren konnte, weshalb zwei Handwerksgerichtsamen darauf ge-

schrieben waren, von denen eine, das Schusterhandwerk, wie es scheint, auch von Stelzhamers Vater noch ausgeübt wurde. Der Vater *Johann* war nicht angestammt auf dem Siebengütl, sondern hatte hingeheiratet, vom benachbarten Dimmelgute her, wo er aus unbekanntem Gründen einem jüngeren Bruder (vgl. Stelzhamers Dorfgeschichte „*Vetter Jakob, der Baumtod*“) hatte Platz machen müssen. Auch die Mutter *Maria*, geborene Hofstädter, wäre nicht unmittelbar übernahmsberechtigter gewesen, wenn es nicht ihre Brüder in die Ferne gelockt hätte, ein Trieb, der überhaupt im hofstädterschen Blute gelegen haben mag. Der eine ist Onkel Georg („*Onkel Georgs Schatz*“), der andere Josef, der Stockerauer Schwerfuhrmann mit seinen angeblich 70 bis 80.000 fl. Hinterlassenschaft, ein dritter dürfte mit dem „*Soldatenvödda*“ des Mundartgedichtes gleichzusetzen sein. Sie alle spielen in Stelzhamers Leben noch eine Rolle. Die väterlichen Großeltern lebten im Auszug auf dem Dimmelgute, die Großmutter, aus besserem Bauerngeschlecht stammend, in vornehmer Zurückhaltung gegen ihre ärmlichen Nachkommen. Von den mütterlichen Großeltern hören wir nichts, sie dürften nicht mehr in unseres Dichters Jugend hereingelebt haben.

Vater *Johann* ragte durch die Klugheit, wie er seine geringen Besitzstände zusammenzuhalten und zu vermehren verstand, gewiß über die anderen Dorfsinsassen hinaus, die sich in Stelzhamers Dorferinnerungen reich differenziert zeigen. Er hatte sich im Anfang seiner Ehe noch mit Gedanken und Versuchen von Schatzgräberei und ähnlichen, damals noch tief im Volksglauben sitzenden Hoffnungen auf schnelles Reichwerden abgegeben, die ihn aber bald zur heilsamen Erkenntnis führten: Bete und arbeite! (vgl. „*Der Baumtod*“). Dann aber nützte er die Franzosenzeit dazu, um im Lande durch Handel manches Außerordentliche zu verdienen, und er kehrte öfter mit recht ansehnlichem Verdienst heim (vgl. „*Faust Urey*“). Mit eiserner Sparsamkeit sammelt er für seine Söhne, auf die sich sein „Höher-Hinauswollen“ übertragen hatte, um ihnen den Weg zum geistlichen oder weltlichen „Herrenstande“ freizumachen, die Mittel zum Studium. Er schickt sie auch alle drei nacheinander auf das Gymnasium. Hatte man es ihm

schon verübelt, daß er deren Ankunft auf der Welt jedesmal mit einem Schuß aus der Hausbüchse angezeigt hatte, so erst dies noch viel mehr.

Die Mutter *Marie* ist in unerschöpflicher Liebe und nie versiegender Hilfsbereitschaft für ihre Söhne, die ihr Studium nicht recht zu Ende zu bringen wissen, der Typus einer Mutter in solcher Lage überhaupt. Ihr ist in Stelzhamers Mundartgedichten, von denen die von seinem „*Müaderl*“ zu seinen besten gehören, der Dank zuteil geworden. Ist des Vaters Religiosität, von der uns Stelzhamer einige fast noch heidnische, naturgläubige Züge überliefert, eine der Selbstbewahrung, so ist die der Mutter in der Erzählung „*Der Waldwurm*“ dazu in den schönsten, wenn auch friedlichsten Gegensatz gestellt und gezeigt, wie sie von einer rührenden Tapferkeit ist, wenn es gilt, ein Mittel zu gewinnen, um allen Menschen, Fremden wie Nachbarn, in ihren Krankheiten helfen zu können. Sonst weiß der Sohn noch von ihrer Reise- und Geklust zu berichten, mit der sie die Zweitagereise von Piesenheim bis Salzburg zu ihren Söhnen oftmals und fröhlich zurücklegte.

Das Kind *Franz*, geboren am 29. November 1802 als das dritte Kind dieser Ehe, scheint in den ersten Jahren ein Zärtling gewesen zu sein, der sich nur im Dunstkreis des Häuslichen und der Familie wohl fühlte. Auch einiger Vorfälle, die eine außerordentliche körperliche Sensitivität vermuten lassen, weiß sich noch der 50jährige zu erinnern. In der Dorfschule gedieh er unter seinem ersten Lehrer, einem Prügelpädagogen, schlecht. Als aber ein neuer Lehrer kam, der liebevoll auf ihn einging, sprang sein Geist auf „wie der prachtvolle Blütenschaft aus der lang geheimnisvoll verschlossenen Aloe“. Er wird bald der Erste in der Klasse und auch auf dem Schulweg der anerkannte Bubenkönig und bleibt es seine ganze Dorfzeit. In den schulfreien Zeiten auf der Weide als Hüterbube wird die „Ergründung der Naturgeheimnisse seine süßeste Plage“, darin von den Dorfbuben bald nimmer verstanden und seine eigenen Wege gehend (vgl. die Erzählung „*Die Dorfschule*“). Sie wächst ihm zusammen mit naturnahen Anschauungen von den höchsten Mächten, die ihm seine Umgebung

mit ihren abergläubischen Zeremonien und Gebräuchen vermittelt.

Demgegenüber macht ihm der Religionsunterricht, den ein Kaplan erteilt, der die erste Beichte wie ein jüngstes Gericht inszeniert und über die noch kaum der Sünde bewußten Kinder hereinbrechen läßt, weniger Eindruck. In der Schule bereitet ihm der Sprachunterricht das meiste Vergnügen. Des Schulmeisters kleine „Kopfsprachlehre“ hat er bald inne, und von da geht er zum „Wortspionieren“ über, also von der Urlogik der Sprache aus sich neue Erkenntnis schließend.

Stelzhamer möchte in seinen Erinnerungen auch schon die ersten Anfänge des Kunsttriebes in dieser Dorfzeit finden:

„Mehr und mehr entwickelte sich in ihm ein kunstreiches Etwas, das sich bald als Melodie, bald als Tanz oder durch eine andere allgemein rhythmische Bewegung äußerte und das den Leuten, selbst seinem eigenen Vater zuweilen durch seine Seltsamkeit und Neuheit Spaß und Vergnügen bereitete... Etwas später war jenes kunstreiche Etwas in ein neues Stadium getreten: jedes weiße Blättchen, jede blanke Wand hätte er bemalen, bezeichnen, beschreiben mögen! Ach er wußte es selber nicht, denn er wußte nicht womit. Allein der leiseste Wink, die geringste Veranlassung und hervor sprang Reim und Bild und zierte Blatt und Wand.“ („Schulgeschichten“ I. Teil.)

Es mag den Stempel romantischer Erfindung tragen, was er ebendort über sein erstes Gedicht erzählt. Nachdem ihm die ersten Lieder, Volkslieder heiligen und profanen Inhalts entgegengetreten waren, meinte er, die heiligen müßten geradewegs vom Himmel gefallen sein, die Mutter aber klärte ihn auf: „Die Lieder alle machen Menschen“, konnte ihm aber in der Nähe gerade keinen solchen Menschen zeigen. Er wollte nun von Grillen und Vögeln auf dem Felde erfahren, wie man ein Lied macht. Vergebens! Aber vom Gimpel im Vogelhäuschen, der traurig seine verlorene Freiheit besang, glaubt er inne zu werden, was zum Singen nötig sei: ein großer Verlust! Und da er keinen persönlichen Verlust noch kannte, versetzte er sich mit Inbrunst in die Lage Adam und Evas nach der Vertreibung aus dem Paradies und dichtete im Moritatenton das vielstrophige *Adam- und Eva-lied*. — Jedenfalls aber kennzeichnet diese Darstellung die Anschauung noch des reifen Mannes über Ursprung und Wesen der Poesie; sie erklärt viel von seiner poetischen Haltung.

Mit diesen Dorfbildern muß eine Darstellung des Lebens Stelzhamers beginnen. Während der 13 Kindheitsjahre und dann noch während der sommerlichen Ferienzeit hat sich sein Wesen mit dem Element der bäuerlichen Naturnähe so vollgesogen, daß er es lange Zeit, sehr gegen seinen Wunsch, nicht mehr abstreifen konnte. Wenn er von seinem „Dorfteufel“ spricht, so meint er damit jenen Komplex von Erfindungsveranlagung, der ihm an der Erreichung einer tragfähigen Position im Literaturgetriebe seiner Zeit hindert, dem er aber auch die unerreichte „Echtheit“ seiner Dialektdichtungen verdankt. Auch in seinen hochdeutschen Werken verdankt er dieser, in den Jugendjahren aufgenommenen starken Ladung mit dem bäuerlichen Element das endliche Zurückfinden zum „poetischen Realismus“ seiner bäuerlichen Natur in seinen Dorfgeschichten, die sich auch stofflich ausschließlich um seine Dorferinnerungen drehen. Sein „Dorfteufel“, den er erst spät positiv zu werten angefangen hat, ist alles das, was er aus Elternhaus und Heimat mitbekommen hat. Vom Innviertler Charakter das Selbstbewußte, gelegentlich auch polternd Aufbegehrende, vom Vater den Ehrgeiz und die aufrechte, ehrliche Haltung, die sich bei einem Gesamtüberblick seiner Persönlichkeit und seines Lebens trotz aller erlittenen Demütigungen doch ergibt, von der mütterlichen Seite offenbar der Trieb in die Ferne, von der ländlichen Umgebung der starke Zusammenhang mit der Natur, der ihn jeden Frühling fast wie neugeboren macht und aus der Stadt auf Wanderschaft treibt. Nur aus dieser bäuerlichen Herkunft läßt sich ferner sein ungemein langsames Ausreifen, sein so spätes „Gescheit-“ und „Weltklugwerden“, ferner die trotz mancher Krankheitsangriffe ungeschwächt gebliebene physische Lebenskraft erklären, die ihm erlaubte, mit 70 Jahren noch von sich als dem „*Kerschbam in ewiga Blüah*“ zu sprechen und mit 66 Jahren noch die Grundlage zu dem Familienglück seiner letzten Lebensjahre zu legen.

Salzburg: 1816—1821

Nach diesem großen Naturerlebnis kommen nun allmählich die Bildungserlebnisse. War das eine voll Realität, so sind die andern durchaus idealistischer Natur; wurde der Ausdruck des einen

seine unerhört echte Mundartdichtung, so ergibt der Ausdruck der Bildungserlebnisse eine oft so windschiefe Prosaschriftstellerei. Den ganzen Lebenslauf Stelzhamers zusammenfassend ist die Problemlage seines Wesens die: Wie findet seine realistisch-bäuerliche Naturveranlagung den Ausgleich mit den unausweichlichen idealistischen Zeiteinflüssen, die ihr von vornherein widerstrebten, und zwar wie in jedem Moment seines Lebens. Auch seine erste Liebe, die zugleich seine große war, gehört unter die Bildungserlebnisse, jugendlich unreif, wie sie begannen, und durchaus als geistiges Prinzip, wie sie sich weiter entwickelte.

Im Herbst 1816 zieht er mit seinem um sechs Jahre älteren Bruder Peter, der ihm aber an Studienjahren wohl nicht ganz ebensoweit voraus war, an das Gymnasium nach Salzburg. Es ist kein Zweifel, daß das damals herrschende Schulsystem mit seinen Skriptionen, Setzungen und verschiedenen Schulactus das in ihm schon in seiner Dorfheimat entwickelte Gefühl, ein Ausnahmemensch zu sein, begünstigt. Schon die langwierige Aufnahmskription setzt ihn auf den zweitbesten Platz der Klasse. Von einem liebevollen Lehrer, Professor Martin Süß, angespornt, erringt er, bald nachdem er nur das anfängliche Heimweh überwunden hat, den ersten Platz, und der Schlußactus des ersten Jahres gestaltet sich zu einer ganz außerordentlichen Auszeichnung für ihn: Er ist nicht nur der erste Schüler seiner Klasse, sondern wird auch der ganzen Schule als Muster vorgestellt. „Aber ich kann ja nichts dafür“, äußert er sich seinem beschämten Bruder Peter gegenüber, der in seinen Gymnasialleistungen immer mehr zurückrückte.

Die Ferien bringen die erste Ferienreise durch das mittlere und obere Innviertel, durch Niederbayern bis München. Vom Bruder Peter sind sie ganz auf Gelderwerb durch „Viatizieren“ angelegt: zur Deckung von Schulden und Bereitstellung eines Extrageldes für das nächste Schuljahr. Das Zeugnis des Kleinen wirkt zwar manches Wunder, aber ihm selbst behagen die sparsame Kost und die unheimlichen Nachtquartiere nicht. Auf dem Marsche sehen wir ihn vor allem spielerisch mit sich selbst beschäftigt, wozu ihm der mürrische Bruder, der alles eher als sein Mentor sein konnte, reichlich Zeit läßt. In Mün-

chen, das Bruder Peter wegen der Aufenthaltskosten vorzeitig verlassen will, ohne die gerühmten Merkwürdigkeiten gesehen zu haben, trennt er sich sogar von ihm, so groß ist seine Begier, Land und Leute kennenzulernen (vgl. die Schulgeschichte „Fritz Blasewitz' erste Ferienfahrt“). In den folgenden Schuljahren, auch nachdem das alte Schulsystem nach dem Regierungswechsel einem etwas freieren Platz gemacht hatte, scheint er sich ziemlich auf der gleichen Höhe gehalten zu haben. Er erhält ein Stipendium, das ihm bis zur Beendigung seiner Universitätsstudien gewährt wird und erteilt vom dritten Jahr an bereits Instruktionen. In seiner freien Zeit widmet er sich seiner Lieblingsbeschäftigung: Zeichnen und mit Wasserfarben malen (vgl. die Schulgeschichte „Ein Student, wie er sein soll“). Unterdessen hatte sein Bruder Peter wegen einer Schatzgräbergeschichte, die in „Onkel Georgs Schatz“ näher geschildert ist, das *consilium abeundi* erhalten und sich nach Graz gewendet. Dorthin macht auch Franz seine Ferienreise im Herbst 1819, die ihn im Freundschaftsbündnis mit zwei ungleichen Reisegefährten zeigt. Wir entnehmen seine diesbezüglichen Eindrücke der zweiteiligen Prosaerzählung „Die große Wanderung“: Er selbst tritt uns in einer noch kindlich tänzelnden, übersprudelnd vertrauensseligen Haltung entgegen, vor allem auch schon als kleiner Poet, in der Art und Weise, wie er das ihm Entgegentretende aufnimmt.

Vom Dezember 1819 stammt das erste authentisch überlieferte Gedicht, das elegische „Jugendbild“, das — bezeichnend genug — seine glücklichen Dorfjungenjahre ausmalt und sie betrauert. Die durchwegs elegische Grundhaltung seiner folgenden *carmina* der Jahre 1820 und 1821 läßt sich durch den Hinweis auf deutlich herauszuführende Muster erklären, die beim Göttinger Hain, bei Klopstock und den Idyllen-Dichtern liegen. Wesentlich wohl durch das Gymnasium und die lateinischen und deutschen poetischen Stilübungen wurden ihm diese Muster nahegebracht. Die Pflege der Freundschaft und der Dichtkunst entwickeln sich nun weiter und füllen ihn bald ganz aus. Bald verläßt seine Jugendliryk die Schulsphäre, obwohl sie sich noch lange in den überkommenen Formen bewegt. Er vereinigt sich mit Gleichgesinnten zu einem poeti-

schen Bund, dessen Mitglieder sich „Freund und Bruder“ bezeichnen und ihrem Namen den Bundeszirkel nachsetzen. Ein Zitat „Wisse, noch sind 300 edle Ritter in unserer Hauptstadt“, das auf dem Umschlag von Stelzhamers „Erstlingsversuchen“ steht, mag der Wahlspruch dieses Bundes gewesen sein. Nächtliche Spaziergänge mit Schwärmereien für Mädchen und heimliche Bechergelage bilden außerdem den Inhalt dieses Bundes.

Das erste erotische Erlebnis Stelzhamers nimmt keinen ganz gewöhnlichen Verlauf. Es zieht sich über zehn Jahre hin, und noch der 55jährige wird auf eine merkwürdige Weise daran erinnert.

Antonie Nicoladoni stammt aus einer italienischen Familie, wohl einer Musikergeneration, die durch die kirchenmusikalischen Bedürfnisse Salzburgs dorthin gezogen worden war. Die damals 14- oder 15jährige Antonie lebte in Salzburg in der Obhut einer Tante, die der deutschen Sprache kaum mächtig war. Zweifellos hat dieses südlich Fremdartige an dem Wesen Toras (wie er sie gewöhnlich nennt) einen lange anhaltenden, durch Zwischenspiele nicht verlöschbaren Eindruck hinterlassen.

Wie der junge Stelzhamer in das Haus der Nicoladoni kam, darüber findet sich nirgends etwas angedeutet. Jedenfalls handelt es sich in Wirklichkeit nicht um jene vornehmen Verhältnisse, in die Tora in den verschiedenen „Urey“-Fragmenten versetzt wird. Die Beziehungen begannen vielleicht noch als eine Kinderfreundschaft (vgl. „Die große Wanderung“, II. Teil), doch bald wird der schwerblütige Inviertler durch seine erste Liebesempfindung in schwere Kämpfe gestürzt, aus denen er sich langsam zur Klarheit durchringt („Nachhall der Liebe“). Sie, wieder ganz südlich, ihrer Wirkung früh bewußt und sicher, lenkt heiter und überlegen die dämonischen Triebe der ihr entgegenbrausenden Seele. Aber er zieht seine Kreise immer enger um sie, und sie unterliegt seiner Ausdauer und schließlich der Gewalt seiner Kunstbegabung.

Drei Gedichte von den Osterferien 1821, die einzeln gleichzeitigen über das Verhältnis zu Antonie, bezeichnen diese Wendung und zeigen ihn auf der Höhe seines Glückes. Das Verhält-

nis wurde von dem immerhin schon Neunzehnjährigen durchaus rein und ideal aufgefaßt. Die verschiedenen späteren, meist fragmentarischen Entwürfe, die dieses erste Verhältnis zu Antonie zum Gegenstand haben, lassen sich weder in den tatsächlichen Begebenheiten, noch in der inneren Haltung, die Stelzhamer und ihm gegenüber Tora dort einnimmt, recht zur Deckung bringen. Soviel ist wohl sicher, daß er bald nach dem Geständnis ihrer Gegenliebe sich mit seinen Forderungen an dieses Verhältnis über sie hinwegschwingt, an dem Genuß ihrer liebenden Gegenwart kein Genüge mehr findet und die Geliebte bald launisch zu tyrannisieren beginnt. Das dürfte auch der Grund für den bald erfolgten Abbruch gewesen sein und nicht äußere Anlässe, wie sie Anton Matosch allzu novellistisch in seine Stelzhamer-Biographie¹ übernommen hat. Dort wird erklärt, daß die Tante die Beziehungen als mehr als Kinderfreundschaft erkannt und Tora eilig in ein Kloster gesteckt habe.

„Unsere Herzen waren eben noch zu jung und unkräftig, um ein anderes als ein Siebenmondenkind zu zeugen und das mußte natürlich sterben“ heißt es über diesen ersten Abbruch in dem „Urey“-Fragment „Sieben“. Ebenso spricht dort Tora: „Kaum sieben Monden hatte unsere Jugendliebe bestanden, als du Urey den Frieden störtest und den schönen Herzensbund auflötest.“

Mit dem Übertritt in das Lyzeum im nächsten Studienjahr geht Stelzhamer nach Graz. Dafür war wohl nicht Antonie die Ursache, sondern nüchterne elterliche Erwägungen, da Bruder Peter dort eine Stelle gefunden hatte, nachdem er das Studium endgültig aufgegeben. Im Gegenteil, der Namenstagsbrief, den ihm die Freunde vom poetischen Bund, die er damit verlassen hatte, am 2. Dezember 1821 nach Graz schreiben, enthält Andeutungen von einem andern „Stern, der ihn mit seinem lieblichen Strahlen nach Grätz gezogen habe“, übrigens anscheinend auch einer Italienerin, vielleicht einer aus dem Bekanntenkreis der Nicoladoni. Auf Antonie darf man es wohl beziehen, wenn es darin heißt: „Vergiß aber doch deine N.“ (Nicoladoni) und an anderer Stelle „was von N. kommt aus Neumarkt, wird dich nicht mehr interessieren“.

¹ Anton Matosch u. Hans Zötl: Die Lebensgeschichte Franz Stelzhamers (= Aus da Hoamat, Bd. 29 u. 30), Linz 1931/32.

Als Ergebnis der fünf ersten Salzburger Jahre muß neben den erworbenen und kaum mehr viel erweiterten Grundlagen einer humanistischen Bildung festgehalten werden, was zur Formung seiner Persönlichkeit entscheidend beigetragen hat:

1. Ungebrochene Erfolge in der Schule, im poetischen Freundeskreis und in der ersten Liebe lassen sein Selbstgefühl hoch aufschließen.
2. Das erste Liebeserlebnis schließt sein zwischenmenschliches Gefühl nach allen Seiten hin auf. Jegliches Verhältnis zum Mitmenschen, bedingt den Anspruch, als etwas Eigenes und Besonderes oder sogar Einziges genommen zu werden.
3. Freundschaft und Liebe erfüllen ihn in der Folgezeit. Vor allem der Liebe gibt er sich mit einer Ausschließlichkeit hin. Ihr gegenüber treten seine Studienergebnisse oder sein Reifen im Verhältnis zur Umwelt völlig in den Hintergrund.

Graz: 1822—1827

Nach Absolvierung der drei Grammatikal- und der zwei Humanitätsklassen im Gymnasium in Salzburg tritt Stelzhamer im Herbst 1821 in das philosophische Lyceum in Graz ein, das die Vorbereitung für die Universität darstellt. Hier in der kleinen Universitätsstadt wird er bereits in diesem Jahr mit dem burschikosen Treiben bekannt, und er tritt aus der harmlosen poetischen Salzburger Freundschaft in die polternd-philisterfeindliche, bier- und nachtschwärmende Studentengeselligkeit über. Vor allem lernt er, nach dem Liebeserleben mit Tora, einen ganz anderen Typus des Weibes kennen. Durch eine schnell- und leichtgeschürzte Verbändelung mit irgend einem Malchen, Röschen oder Gustchen, mit Domestiken auch, kommt der Student unendlich leichter ans Ziel seiner Wünsche.

Die Posse „Der Brand“, die aus dieser Zeit stammt, entwirft von diesem Leben ein treffendes Bildchen: Um dem Geizhals Steinhart die Einwilligung zur Heirat seiner Nichte mit dem Mediziner Wilhelm Sturm abzurufen, soll im Hinterstock seines Hauses ein kleines Feuerchen gelegt werden, damit sich Sturm dann als sein

Lebensretter aufspielen kann. Der Trick soll natürlich gelingen, doch das Stück ist leider Fragment geblieben. Nachtwächterkrawall, nächtliche Budenkneipereien, kreuzweise Verhältnisse mit süßen Mädchen füllen das Stück sonst aus. Studentischer Kraftüberschwang, „Sturm- und Drang“-Stimmung, ins Studentische übertragen, ist seine Haltung.

In diesem tollen Treiben mag der junge Stelzhamer eine Weile Tora und was sie ihm bedeutete, vergessen haben. In erklärlicher Reaktion auf die vorige Hochspannung widmet er sich dem anderen Typus von Liebesverhältnis, aber nicht lange. „Im Jahre 1822 drehte sich mir zum erstenmale das Herz im Leibe um . . .“, heißt es in einem damals begonnenen Tagebuch. Mag schon bald nach dem mutwilligen Abbruch die Sehnsucht nach Antonie wieder erwacht sein, oder schießt sie erst jetzt wieder hoch auf, als er von ihrer bevorstehenden Verheiratung hört — jedenfalls eilt er im Herbst 1822, diesmal anscheinend wirklich sich selbst bestimmend, von Graz nach Salzburg, um sie für sich zu retten.

„Mein Herz hatte schlimme Kunde erhalten, da hieß es liegen und stehen lassen, was lag und stand, um Eines in weiter Ferne vor Abfall zu wahren, vor Fall zu retten. Und ich tat es, unbekümmert, rücksichtslos um Gegenwart und Zukunft. Beides, ja alles war mir untergegangen in der Bodenlosigkeit meiner jungen Leidenschaft.“ (Aus: „Eine Heinrich-Spieß-Geschichte“)

Es konnte ihm nicht gelingen, die Heirat der Geliebten mit einem gut situierten älteren Mann, dem Domorganisten Anton Wittmann in Salzburg, zu verhindern. Sie erfolgte 1823. Über die Empfindungen Antoniens dabei wissen wir nichts, auf Stelzhamer machte diese erste große Enttäuschung den allerstärksten Eindruck (vgl. das „Urey“-Fragment). Für sein literarisches Schaffen bedeutet dieser Fall den Übergang zur Prosa, und zwar in ihrer subjektivsten Gestalt, dem Tagebuch. Dieses Erlebnis sprengt die Form der gebundenen Rede, die seiner Erregung nicht mehr mit der notwendigen Geschmeidigkeit und Bereitschaft folgen konnte. — Von diesem Tagebuch, das er noch 1832 von 1822 an geschlossen mit sich führte, ist fast alles verloren gegangen. Wir müssen uns aus wenigen Notizen späterer Zeit eine Vorstellung zu machen versuchen, in welcher Art es geführt wurde. Jedenfalls durch-

aus lyrisch, in rhapsodischen Kapiteln, „Qua- dern“, aus denen er ja später mehrfach seinen „Liebesdom“ zusammenzustellen versuchte.

Erhalten dagegen sind einige Gedichte vom Juni 1823. Er war in Salzburg geblieben und setzte dort seine Lycealstudien fort. Im Mai 1823 mußte er wegen eines schweren Halsleidens das Spital aufsuchen. Das Gedicht „*Nachtphantasie im Spital*“ vom 10. Juni 1823 zeigt einen derb- physischen Zynismus. In einem weiteren vom 13. Juni „*Am Tage St. Antons von Padua*“ (dem Namenstag Antoniens) nennt er den Trübsinn seinen einzigen „Freund in der Not“. Sein Selbst- gefühl hatte also zweifellos schon den ersten Bruch erlitten.

Doch durch den fast zwei Monate dauernden Spitalsaufenthalt und die erzwungene Stillhal- tung wurde auch eine gewisse Besinnung, zu- nächst in religiöser Beziehung, herbeigeführt. Aus dem selbstbiographischen Stück, wo uns dies erzählt wird („*Eine kleine Novelle ohne Titel und keine Dichtung*“), geht nicht deutlich hervor, wie weit er sich vom überlieferten Glauben entfernt hatte. Es handelt sich wohl über- haupt mehr um die damit gewonnene Überzeu- gung von der Wunderkraft des Glaubens, ja von ihm als Zentralkraft überhaupt, als um eine Wiederbekehrung etwa. Er erzählt also in der erwähnten „*Kleinen Novelle*“, daß er, nachdem der hartnäckige und äußerst quälende Krank- heitszustand, den er für die Dörrsucht hielt, schon fast zwei Monate gedauert und er schon an einer Heilung gezweifelt hatte, ihm der ret- tende Gedanke gekommen sei, „wenn die Men- schen nicht mehr helfen können, so kann es Gott“. Er bittet den Hausgeistlichen, die unter- lassene Eintrittsbeichte nachholen zu dürfen und den heiligen Leib zu empfangen. „Denn wie könnte Jesus durch deinen Hals ziehen, ohne der armen Kranken am Wege, der da ruft: Jesus, du Sohn Davids, mach mich gesund!, nicht auch zu erhören und augenblicklich zu heilen?“ Er empfängt die Hostie und ist in drei Tagen dar- auf gesund.

Die Art Stelzhamers liebt zwar, langwierige Entwicklungsprozesse nachträglich in die Form solcher entscheidender Erlebnisse zusammen- gedrängt zu erblicken und darzustellen; sonst

dürfte man diesem Glaubenswunder nicht ganz den richtunggebenden Einfluß zuschreiben, wie er es tut. Vergessen darf freilich nicht werden, daß gerade nach Fiebererkrankungen der erste folgende Eindruck die geistige Richtung oft dau- ernd bestimmt. Er hatte schon im Spital vom Hausgeistlichen gläubig-mystische Lektüre wie: *Kornmanns* „*Sybille der Zeit*“, *Kosegartens* „*Le- gende*“ und *Holzhausers* „*Auslegung der Offen- barung Johannis*“ zu lesen bekommen. Bald dar- auf wurde er mit den Werken Jakob *Böhmes* und Johann Kaspar *Lavaters* bekannt, und seine Weltanschauung nimmt von da an die Richtung auf die Seite der Gefühlsphilosophie und der Gefühlsreligion. „Im Herzen wohnt der Glaube, drum ist er die Zentralkraft des Menschen“ („*Eine kleine Novelle*“).

Noch in einer anderen Hinsicht aber bringt der Spitalsaufenthalt und die folgende Zeit eine Besinnung: Er begann sich am Verlust Antoniens moralisch schuldig zu fühlen. Durch die Hin- gabe an den gewissen anderen Typus von Weib hatte er sein hohes Idealbild der Liebe geschän- det und sich ihrer unwürdig gemacht. Zwei um drei Jahre auseinanderliegende Gedichte („*Prä- figuratiön*“, 1824, und „*Der böse Feind*“, 1827), aber auch das ganze Thema der „*Urey*“-Frag- mente, „*Nachhall der Liebe*“ und „*Sieben*“ zei- gen, wie langdauernd und wie tiefgehend der Konflikt in ihm wühlte, der zwischen der hohen und der niederen Auffassung der Liebe klafft. Die ganze Problemlage scheint sich noch einmal auf breiterer Grundlage praktisch erproben zu wollen, wenn er im Herbst 1824 wieder nach Graz geht, um das juristische Fachstudium am Grazer Lyceum zu beginnen, und dem alten Treiben dort wieder verfällt, fast gleichzeitig aber Antonie Witwe wird und der Weg zu ihr für ihn nun wieder frei wäre.

Aus diesem Konflikt, den sein Tagebuch im Spie- gel auffing, entwickelt sich die Virtuosität des Gefühls, die den „*Urey*“-Typus kennzeichnet. Im Herzen und im Gefühl sitzt ihm nicht nur in religiösen Dingen die Zentralkraft, und gegen- über dem Fortschritt in der Gefühlsfähigkeit bedeutet ihm der verstandesmäßige Fortschritt nichts. Das Ergebnis ist die „*Herzensweisheit*“, die ihm Zeit seines Lebens genüge tat. Sein

inneres Leben entwickelte sich durchaus nicht nach geistig konstruierten Prinzipien.

Zweifellos in diese Zeit ist also die „Urey“-Haltung zu versetzen, die deshalb kurz hier charakterisiert sein soll:

Urey ist der Held schlechthin, der Held des egozentrischen Subjektivismus, der Held der ungebärdigen Gefühlskraft in der Liebe und in der Kunst. Kunst wird möglich im Sinne einer wenn auch unproduktiven Gesamtkunst, im Sinne des „Lebens als Kunstwerk“. Aber Urey ist nicht mehr der ungebrochene Held, er hat sich bereits an der Realität des Lebens seinen Knick geholt, wie das so treffend in der Schrift „Liebe“ in dem Bild des polternden Liebeshelden symbolisiert wird, der von dem Nachtwächter unter listigen Vorspiegelungen in den Arrest gelockt wird, um die nächtliche Ruhestörung zu beseitigen. Urey bringt sich selbst in Situationen, aus denen sein Heldentum auf das schmächtigste den Rückzug antreten muß. Immer und überall aber ist er der Liebesselige, ein der Liebesleidenschaft mit Ausschließlichkeit ergebener, virtuoser Liebeskünstler.

Die „Urey“-Haltung umfaßt die Jahre vom ersten Verlust Antoniens bis zum Wiederaufleben des Verhältnisses mit ihr und auch diese zweite Verbindung noch. Dann macht sie allmählich anderen Gefühlssphären Platz. Stelzhamer verbrachte diese Jahre am Lyceum und an der Universität in Graz. Wir wissen wenig von diesen Jahren, da seine Jugenderinnerungen nicht so weit reichen und speziell das geplante Kapitel seiner „Schulgeschichten“, „Grazer Universitätsleben“, unausgeführt geblieben ist. In Graz ist es 1827 eine Rosa, an die sich seine anakreonischen Gedichte richten. In Vinzenz Wlassak gewinnt er einen treuen Freund, zu dessen Braut Anna er in nicht genau erkennbaren Beziehungen stand, die aber wohl den Kreis der Verehrung nicht überschritten.

Wann die Beziehungen zu Antonie wieder aufgenommen wurden, läßt sich nicht eindeutig sagen, wahrscheinlich aber erst während der Sommerferien 1827. Es liegen darüber zwei Redaktionen vor, eine frühere im „Urey“-Ton in dem Fragment „Sieben“, in der noch die Erlebnis-schwere des Konfliktes zwischen geistiger und sinnlicher Liebe, die hier an den Punkt der Entscheidung kommt, nachzittert, und eine spätere, frivoleren Fassung in „Hundert Gulden“ (Erster Moment), wo diese Problemstellung vergessen ist, dafür aber eine andere tragikomische Neben-erscheinung dieses Konfliktes in den Vorder-

grund tritt, so daß sich beide Berichte ergänzen. Wie löst Stelzhamer seine Verstrickung aus seiner Lebenslage heraus? Es wäre ein Problem gewesen für den realistisch liebenden Bauernburschen (vgl. „D'Ahn!“), es wäre keines gewesen für den in rein idealistischer Sphäre Lebenden, für den die sinnliche Seite der Erotik eine absolute Nebensache dargestellt hätte. Es mußte aber zum lang anhaltenden Problem werden für den Bauernstämmling, der sich soweit als nur möglich in das Ideal vorgewagt hatte, und in seiner Gründlichkeit und Ehrlichkeit beide Seiten in sich zur Deckung bringen wollte.

Wie Stelzhamer seinen Fall löst, kommt dem Durchhauen des Knotens gleich. Er tritt einfach mit dem von dem andern Typus Weib gekannten Anspruch auch an seine Tora heran. Wie weit ihm die junge Witwe, „mit der sich jetzt ein ganz anderes Lebenswörtlein reden ließ, als mit dem girrenden Fräulein dazumal“, dabei entgegenkam, ist unwesentlich. Das Fragment „Sieben“ rollt noch einmal die Frage auf, spricht deutlich von Gefühlsblumen und Gedankenster- nen, zu denen Tora lachte, weil sie sie nicht verstand. Da wird ihm von draußen, von einem singenden Wanderburschen, die Meinung beigebracht: „Wie Kätchen war, ist Lieschen auch!“ Noch ruft Urey entgegen: „Das ist erlogen, Tora ist nicht so!“, aber der folgende Tag hätte Toras Fall gebracht, wenn das Fragment nicht an dieser Stelle abbrechen würde. So wissen wir über Stelzhamers augenblickliche Auffassung darüber nichts.

Der „erste Moment“ von „Hundert Gulden“ dagegen handelt darüber, wie er mit jenem zweiten, von dem andern Typus Weib her bekannten Anspruch an seine ideale Geliebte herantritt, mit dem Anspruch auf materielle Unterstützung. Um sich von dringenden Studentenschulden zu befreien, will er von der bemittelten Witwe ein Darlehen von hundert Gulden bekommen. Sie verspricht es ihm, hält ihn hin; es ergeben sich Schwierigkeiten in der Flüssigmachung; er schickt ihr endlich von Wien aus ein kaltes Ultimatum, auf das eine ebenso kalte Antwort erfolgt. Aber Stelzhamer ist bereits zu zermürbt, um aus seinem Ultimatum Ernst zu machen, das Verhältnis schleppt sich noch ein paar Jahre mühselig wei- ter.

Die einzig mögliche Lösung in jeder Hinsicht wäre die Verheiratung mit Antonie gewesen, der Knoten hätte nicht zerhauen, sondern auch auf der andern Seite geknüpft werden sollen. Stelzhamer hat das auch angestrebt, aber Antonie ließ ihm darüber keinen Zweifel, daß er zuvor erst etwas werden müsse.

Wien: 1827—1832

Das letzte Jahr seiner juristischen Studien absolviert Stelzhamer in Wien an der Universität, vom 8. November 1827 datiert der Immatrikulationsschein der Universität Wien. Im Oktober hatte er Salzburg und Antonie in Glücklichkeit und hoffnungsfreudigster Stimmung verlassen. Nach dem bald eingetretenen Zerwürfnis mit Antonie kommt zu der inneren Not ein wohl durch das Ausbleiben der Hilfe von Antonie mitverursachter heftiger Einbruch äußerer, materieller Not. Das Stipendium und die elterlichen Hilfsmittel reichen nicht mehr aus, sein Kredit bei Verwandten und der Geistlichkeit in der Heimat ist erschöpft, denn er hatte sich wohl in den Ferienzeiten dort nicht ganz vertrauenerweckend aufgeführt. Ein sehr bezeichnender Antwortbrief der Mutter auf mehrere Bittbriefe Stelzhamers beleuchtet dieses Verhältnis. Es heißt in diesem Brief vom 3. März 1828 unter anderem:

„Ich bin mit Dir so satt, als ich es mit dem Peter geworden bin, und Du hast mir gesagt, auf das Geld schlagst keinen Wert; und warum schreibst Du so erbärmlich, wenn Du keinen Wert darauf schlagst. Du schreibst an den Herrn Pfarrer und an den Kaspar, es ist bei keinem nichts, denn deine Eltern sind es, Du schreibst freilich, wo man dich verstoßen und verlassen hat, oh nein, man hat Dir noch immer Hilfe geleistet und jetzt noch, ... aber Franz, es muß Dich nicht verdrießen, ich schreibe die Wahrheit, aber wir als Eltern verlassen Dich nicht. Daß Du dich alle Zeit versäumt hast, muß Du selbst leiden, wir sind gottlob gesund, aber kein Geld in Händen.“

Der Notwinter 1827/28, von dem er in „Hundert Gulden“ (1. Moment) spricht, führt im März 1828 eine Nervenfiebererkrankung herbei, die ihn wieder ins Spital bringt. Auch von diesem Spitalsaufenthalt und den darauffolgenden Genesungswochen liegen einige Besinnungsgedichte vor, die sich aber jetzt um ein anderes Thema drehen: um die Auseinandersetzung mit

der unbarmherzigen Welt, deren Forderungen er sich immer weniger gewachsen fühlt, soweit er ihnen nicht überhaupt bewußt entgegenhandelt. Das Gedicht „Ehr und Reputation“ vom 20. April zeigt, wie er sich, bürgerlich genommen, bereits auf der schiefen Bahn befindet. Aber bald kehrt ein „jubelnder Lebensgeist“ nach dem andern wieder, und Liebesgedichte vom Mai bis August 1828 lassen keinen Zweifel, daß er wieder seine alten Wege wandelt.

Seine Studienzeit geht zu Ende. Dem juristischen Fach hatte er sich anscheinend auch ohne Prinzip zugewendet. Zur Theologie fühlte er sich nicht veranlagt, für das medizinische Studium konnte er die Kosten nicht aufbringen, es blieb daher nur Jus übrig.

„Gab es jemals einen Unberufeneren dabei, so war ich es. Das was durchaus nicht ist, sondern wäre, wenn die Menschen so wären, wie sie sein sollten, mußte ich studieren; alle Poesie ist da zu Ende und wird daran zu Schanden.“

Mit solchen Gesinnungen fühlt er sich allerdings auch in seinem Fach recht unsicher, als es zu den Schlußprüfungen kommt. Über ihren Ausgang genügt wohl zu wissen, daß er 1836 (!) neuerlich nach Wien geht, um seine Studien zu vollenden.

Verlor er so zusehends den Anschluß an das bürgerliche Leben, so suchte er um so mehr den Anschluß an die Künstlerkreise. Er hatte im Herbst 1828 eine Instruktorstelle bei den Kindern des Apothekers Michael Ostertag in Wien-Reindorf (XV. Bezirk) angenommen und dort auch Quartier bezogen. In der Nähe hatte er mit einer Netty Gobenberger ein Liebesverhältnis angeknüpft, das wohl durchaus dem niederen Typus angehörte und vielleicht neben den wieder mit Antonie angeknüpften Beziehungen unterhalten wurde. In den März 1829 fällt sein leidenschaftliches Werben um eine Magdalene, unter der wir uns wohl ein Wirtstöchterchen zu denken haben. Ein lebhaftes Bier- und Kaffeeschenkenreiben, wenn das Geld nicht mehr reichte, auf Kredit, ist überhaupt das Milieu, in dem wir uns Stelzhamer in den folgenden Jahren vorzustellen haben. Er wird so mit einem Kreis von Wiener Schriftstellern bekannt, die freilich auch nicht auf allzu hoher Stufe stehen. Es handelt sich wohl um den Rattenschwanz, den die Journalliteratur der Zeit nach sich zog,

der gleichwohl unter sich eine förmliche Hierarchie einhielt von den Anfängern über die noch nicht und schon Gedruckten, bis hinauf zu denen, die gar schon ein Büchlein ediert hatten. Indem er so von einem zum andern empfohlen worden war, geriet er mitten in die Journalliteratur und ihr Getriebe hinein. Er sah hier einen Lebensweg und wollte ihn gehen, trotz aller anfänglichen „Miserabilität“. Er lernte hier einen neuen Ton in der Literatur kennen, den „Modernen“, den auf das Aktuelle gestellten, den Journalistischen, und entfernte sich zunehmend von den bisherigen allgemein menschlichen Grundlagen seiner Kunstübungen, befreit sich freilich auch jetzt erst von den letzten Resten des Schulschmacks in seinen Gedichten. An den Redakteur Friedrich *Witthauer*, damals Herausgeber der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“, übersendet er 1829 einige Proben:

„Ich kann dem Verlangen nicht länger widerstehen, mich endlich meinen lieben Mitmenschen als das, wofür mich eine kleine Genossenschaft nimmt und ich mich selbst zu halten angefangen habe, nämlich als Poet zu zeigen.“

Immer deutlicher möchte er im Künstlertum seinen Beruf sehen, und der Gedanke, in der Schriftstellerei sein Brot zu verdienen, der ihm während seiner Studentenzeit wohl kaum nahe gekommen war, gewinnt Herrschaft über ihn. Damit tritt ein neues Problem auf, das der Durchsetzung seiner künstlerischen Individualität, mochte sie auch an allen Stellen nicht gleich stark sein, gegenüber der Welt.

Zwischen *Ostertag* und dem anspruchsvoll auftretenden Hauslehrer war es bald zu unpassenden Auseinandersetzungen gekommen. Nach einem Jahr, im Oktober 1829, verläßt er die Stelle. Er findet einen anderen Hauslehrerposten in Bielitz (Schlesien) bei dem dortigen Postmeister Johann *Dietzius*, hält sich aber dort noch weniger lange. Anton *Matosch*² verlegt vor Bielitz noch eine Reise in die Heimat zu Antonie. Als Beleg dafür habe ich einzig das Gedicht „*Wehmut beim Scheiden*“ vom 10. Oktober 1829 ausfindig machen können, das mit seinen tiefen Gefühls- und ernsthaften Treueversicherungen wirklich nur auf Antonie bezogen werden kann. In Bielitz hatte er sich unter Leitung der Maler *Auer* und *Waniczek* (von denen der erstere vielleicht identisch ist mit einem Alois *Auer* von der

poetischen Freundschaft im Salzburger Gymnasium, der ihn wohl auch nach Bielitz empfohlen hatte) der lang vergessenen Malkunst wieder angenähert. Am 4. April verläßt er Bielitz wieder; in einer Tagebuchepestel von der Rückreise hören wir:

Unter seiner (*Auers*) Anleitung wäre ich richtig ein Zeichner geworden. Zwar habe ich in Wien in der Akademie noch mehr Gelegenheit. Was wird denn doch am Ende aus mir werden. Ich kann es noch zum Porträtmaler bringen, aber wo bleibt dann der Schauspieler, ich kann es auch zum Beamten bringen, wo bleiben dann die Beiden. Ich kann auch noch jetzt Professor werden, ach wo bleiben dann die Dreil... Unglückselige Verzweigung des Talentes... Ich kann zu keiner Wahl, kann zu keinem Ende kommen... ich möchte zusammenhängen und zerstreue mich. Ich möchte mich zerstreuen und hänge zusammen.“

Auf der Rückreise und an den ersten Tagen in Wien hat er ein galantes Abenteuer mit einer Reisegefährtin, die ihren kranken Bruder in Wien besuchen will.

„Die liebende Schwester traf den teuren Bruder nicht mehr, vor einigen Tagen starb er elend dahin. Unglückliche! Statt den Bruder zu finden, verlorst du auch deine Unschuld! Statt frohem Herzen und freudiger Nachricht bringst du Tod und Reue ins Vaterhaus. Den Tod klagst du an und mich, aber der Tod und ich sind nur Gottes Fügungen, Vollstrecker seines unerforschlichen Willens.“

Hier erblicken wir den Gipfelpunkt eines der Realität gegenüber sich verantwortungsfrei fühlenden Subjektivismus. Stelzhamer geht von diesem Erlebnis weg zu seiner Netty, oder eigentlich, da er dort nicht recht vorkommen kann, ins Wirtshaus und ergötzt sich dort an einer Schenkenschönheit. Fast jede dieser Tagebuchepesteln schließt aber mit dem Ausruf der reinen Liebesehnsucht: „O Antonie, o Tora!“. Nach Bielitz hatte er noch Briefe von Antonie bekommen, worüber er in seinem Tagebuch vermerkt:

„Ich hätte nicht zu sorgen, sagt sie, mein Lämmlein kommt nicht zum Oberförster. Aber sonst ist das ganze Schreiben — Ausbruch von Mißmut. Mein unregelmäßiges Treiben verdrießt sie, und sie philosophiert vielleicht leblos, aber recht vernünftig. Kann ihrs nicht verdenken, aber ich kann nicht anders.“

1830 ist das Gefürchtete eingetreten, sie verheiratet sich wirklich zum zweiten Male, und zwar mit *Josef Tremml*, dem Chorregenten und Organisten zu St. Peter in Salzburg. Von 1831 datieren

² Vgl. a. a. O., S. 320.

noch die Gedichtreihen: „*Melancholische Weisen*“ und „*Täuschungen*“, in denen er den Verlust Antoniens betrauert, aber dann findet er sich langsam damit ab.

Literarisch findet er nun in Wien Anschluß und Aufnahme in einen festgefühten Kreis, zu dessen Mittelpunkt sich immer mehr Johann Nepomuk Vogl entwickelt. Die den Tag und Ort wechselnden Zusammenkünfte bringen neben dem Austausch der literarischen Erzeugnisse allerdings recht viel an derber Geselligkeit. Es hätte zweifellos auch hier für Stelzhamer manches zu lernen gegeben, aber seine künstlerische Selbstgewißheit macht ihn dazu nicht aufgelegt. Statt dessen hält er sich mehr an die gesellige Seite und an die materiell Unterstützenden dieses Freundschaftskreises, die er in aller erdenklichen Form in Anspruch nimmt. Außerdem erwartet er sich von den fortgeschrittenen Genossen Unterbringung seiner nunmehr meist novellistischen oder feuilletonistischen Produktionen, ohne daß wir erfahren, daß er damit Glück gehabt hätte. Die Streck-Geschichte „*Der Fund*“ blieb mehrere Jahre ungedruckt bei Adolf Bäuerle in der Redaktionsstube der „*Wiener Theaterzeitung*“ liegen, und seine novellistische Erstgeburt „*Die alte Schwäbin*“ war schließlich bei einem Kollegen, dem er sie zur Kritik übergeben hatte, überhaupt nicht mehr auffindbar. Freilich, für die nicht ganz unbedeutende feuilletonistische Tätigkeit eines späteren Lebensabschnittes war diese Betriebsamkeit vielleicht die notwendige Vorbedingung.

Bei all dem war aber Stelzhamer seit Bielitz ohne geregelttes Einkommen. Die kleinen Unterstützungen von Freunden und die größeren Darlehen von immer schwieriger zu gewinnenden Gönnern des poetischen Klubs konnten natürlich seinen Lebensbedarf nicht decken. Die Schriftstellerei warf so gut wie nichts ab. So verfiel er buchstäblich in Elend. An verschiedenen Stellen spricht er von diesen Jahren, 1830 bis 1832, von den Notjahren. Nur Anfang 1832 hatte er eine Lehrerstelle in dem Erziehungsinstitut Blöchlinger auf der Wieden gefunden. Vielleicht war damit die Redaktion einer Jugendzeitschrift verbunden, jenes „*poetischen Hungerbrünneleins*“, von dem die „*Ausleitung*“ zu „*Morgensturm und Abendrot*“

spricht. Die Tiefe des Elends, ja die verkommenen Umstände, in denen sich Stelzhamer damals bewegte, zeigt uns am besten ein Brief vom 7. April 1832 an einen seiner Wiener Gönner, „*Herrn v. Krenmayer*“:

„Was habe ich nicht alles getan und unternommen, um aus meinem Elend zu kommen, um mir das allenthalben verlorene Vertrauen wieder zu erwerben; umsonst. Tiefer noch als damals, wo Sie mich das erstmal unterstützten, versank ich in Not und Mühsal, so tief, daß mir das Ärgste widerfuhr, daß ich schon selbst zu mir alles Vertrauen verlor... Aber ich sollte auch diesmal nicht unterliegen, ich fand zufällig mit Anfang dieses Jahres honette Unterkunft und leidliches Auskommen, ich konnte wieder meine Stiefel sohlen, meine Kleider ausbessern, meinen Mantel auslösen lassen; noch mehr, ich konnte alte Wäscheschulden und kreditierten Mietzins bezahlen, ich konnte guten, aber auch armen Freunden die erbärmlichen Kreuzer- und Groschenschulden abtragen... Ich fühlte mich wieder von einigem Wert und wollte eben den ersten freien Atemzug tun...“

Aber nach wenigen Wochen ist es damit auch schon wieder vorbei. Was nun folgt, ist nicht anders zu deuten, als die Flucht in die Bürgerlichkeit.

„Drei Jahre waren vergangen, Jahre öde und unfruchtbar wie die Welser Heide, Jahre lang und kummervoll wie das Gesicht des Ritters von der traurigen Gestalt, bittere, erfahrungsreiche Jahre, drei an der Zahl! Da geschah einmal in einer schlaflosen Nacht eine wunderbare Bewegung in meinem Herzen, und mit einer früher nie gehabtten Erleichterung und Klarheit erkannte ich die Nichtigkeit meines bisherigen Strebens und Treibens und zugleich auch die Notwendigkeit und die Mittel und Wege, es zu ändern... Ich beschloß nichts weniger als mich augenblicklich von der schnöden, schlüpfrigen Welt ab- und in reinerem, höherem Leben dem hehren Himmel zuzuwenden.“

Stelzhamer beschloß, dem elterlichen Wunsch Folge zu leisten und mit dem nächsten Studienjahr in das Priesterseminar in Linz einzutreten.

Lin, Salzburg, München, Passau: 1832—1836

Überall in Stelzhamers Erinnerungen, wo er von seinem Entschluß, in den Priesterstand einzutreten, spricht, finden wir als dessen Tendenz die entscheidende Rückkehr zur Bürgerlichkeit angedeutet, am deutlichsten aber in den zwei Dokumenten, die den verlassenen Vogl'schen Kreis schildern. Das ist die „*Ein- und Ausleitung*“ zu „*Morgensturm und Abendrot*“ und ein Brief-

konzept an Johann Nepomuk Vogl aus der Linzer Zeit. Besonders in der „Ein- und Ausleitung“ werden die Genossen dieses Kreises wie in einem verrückten Tanz oder Hexensabbat voll geistiger und materieller Armut dargestellt, dem er selbst glücklich noch entronnen sei, und am Schluß heißt es: „Ich valedizierte endlich den Poeten und den leeren Näpfen und setzte mich wieder mit bürgerlichen Leuten an die volle Schüssel“.

Außerdem bedeutet aber dieser Entschluß eine Versöhnung mit der Heimat und ihren Ansprüchen. Von jeher war es der Wunsch der frommen Eltern gewesen, ihn als geistlichen Herrn zu sehen, und es wird sogar berichtet, daß der Vater, seit Franz sich für das juridische Fach entschlossen hatte, nichts mehr von ihm habe wissen wollen. Mit diesem jedenfalls sofort gehörig laut gemachten Vorhaben öffnen sich ihm das Elternhaus und die Heimat und ihre Hilfsmittel wieder. In die Heimat, nach Großpiesenham, reist er auch zu allernächst von Wien aus.

Künstlerisch aber (denn sich selber als Poeten hatte er keineswegs valediziert) tritt eine erste Rückkehr zum Realismus, der mißverstandenen Grundlage seines Wesens ein, und zwar in seiner **Mundartdichtung**, deren Beginn in dieses Jahr 1832 und in diesen Aufenthalt in der Heimat zu setzen ist. Inhaltlich wie formell schöpft er da gleich aus der richtigen Quelle. Es sind uns glücklicherweise im Nachlaß ein paar Notizblätter erhalten, aus denen wir den durchaus volksmäßigen Ursprung seiner Mundartdichtungen ersehen können. Ganz in der Art der derb spottenden „Gstanzln“ und „Trutzgsangln“ hechelt er die Bewohner des Dorfes und besonders die Mädchen durch, findet aber bereits den Übergang zu den besinnlichen Mundartgedichten (etwa „Zeit und Weil is unglei“) und zu den typenschaffenden (etwa „Das anbrennt Rosl“). In seinem Briefkonzept an Vogl deutet er sich als einen sonderbaren Vogel, den sie nur in seiner Mauserzeit gesehen hätten, dem aber jetzt erst seine eigentlichen Federn wüchsen und der bald ein frisches Lied durch das Land pfeifen würde.

Einer Weltflucht kommen seine theologischen Absichten also durchaus nicht gleich. Der Aufnahme des nun bald Dreißigjährigen in das bischöfliche Seminar in Linz stellen sich natür-

lich auch Schwierigkeiten entgegen; schließlich wird er als Externist zugelassen. Auf verschiedenen Wanderungen in der Heimat und zu seinem Bruder Peter sehen wir ihn, noch in ganz ungeistlicher Haltung, mit Knotenstock und von einem Hund begleitet, vom weltlichen Treiben Abschied nehmen. Es gelingt ihm, ein Stipendium und die Zusage seines Bruders Peter auf regelmäßige Unterstützung zu erlangen. Vom 24. August 1832 datiert die Bewilligung seines Ansuchens um Aufnahme unter die Diözesan-Theologen in Linz, aber noch im Herbst bewirbt er sich um eine frei gewordene Skriptorstelle an der Studien-Bibliothek in Salzburg. In dem Brief an seinen ehemaligen Lehrer, den Direktor des Lyceums in Salzburg, legt er mit der Bitte um seine Protektion eine Generalbeichte ab, von der Zeit an, wo er dessen Ruf „*fac te vocatum*“, d. h. geistlich zu werden, nicht Folge geleistet hatte, bis zum heutigen Tage.

„Ich habe auch in Salzburg ein häusliches Glück und den heimischen Frieden gesehen, was mir alle Wanderseligkeit benahm und mir die Bedeutungslosigkeit meines bisherigen Tun und Treibens in unverkennbarer Wahrheit zeigte. Friedlich siedeln möchte ich in bürgerlicher Gemeinnützigkeit und in den Mußestunden die mich umwohnenden Geister bitten, mir die Lücken meines Geistes ausbessern zu helfen; statt zu leben in streifender Vogelfreiheit möchte ich auf einem festen Punkt evangelisch wuchern mit meinem Pfund.“

So schwer wird ihm schließlich doch der Abschied von der Weltlichkeit.

Endlich, Anfang Dezember 1832 finden wir ihn in Linz. Er legt ein ordentliches „Haus- und Geschäftsbuch“ an mit einer humoristischen Inventur seiner Kleidungsstücke, von denen sich erst wenige „kanonisiert“ haben.

„Den beiweitem wichtigeren Teil meines Besitztums machen meine Schriften aus, u. zw.

A. mein Tagebuch seit dem Jahre 1822

B. meine Gedichte

C. meine prosaischen Arbeiten, meistens Novellen und Aphorismen.“

Den Winter über arbeitet er sich fleißig in die hebräische Sprache, in die Archäologie und in die evangelischen Anfangsgründe ein. Aber es geht mit dem theologischen Studium bald, wie zu erwarten war. Kaum hatte der bittere Stachel der Not nachgelassen, als wieder die alten Triebe erwachen. Die extraseminaristische Stellung legt ihm kaum mehr Zwang auf als er sich selbst

anzutun aufgelegt ist. Der ihn immer neu gebärende Frühling treibt vollends all seine alte Kraft empor:

„Doch gebt ihr mich nicht willig frei,
So spreng ich selbst die Fesseln entzwei
Und spuck in eure Angesichter —
Meines Geistes edle Kraft
Fordern edlere Geschäfte —
Denn wißt, ich bin ein Dichter
und draußen ist der Mai.“

„Schlappt um den dürren Bauch mir der Rock,
So wär ich mit Freuden ein Theolog,
Doch gleich bin ich wieder ein freier Poet,
Wenn mir der Rock nicht wohl in die Knöpfe geht.“

Im „*Novizenlied*“ vom 29. Mai ertönt in jäh aufflammender Leidenschaft der heiße Schrei nach dem weiblichen Geschlecht:

„Macht mir die Augen blind
Und reißt mir geschwind
Das Herz und den Arm aus dem Leib;
Sonst kann ich das liebliche Weib
Nicht hassen, nicht lassen;
Muß folgen mit sonnigen
Blicken der Wonnigen —
Muß, muß sie umfassen!“

Die „neuen Liebesgluten“ beweisen ihm, daß seine Vermutung, sein Herz sei gestorben, eine irrije war. An eine Leonfeldnerin richten sich im Juli und August seine Gedichte. Sein Stolz und seine Gemütsunbändigkeit brechen mit elementarer Gewalt durch. „Mein Übermut ist so groß geworden, daß ihn die Menschen nicht mehr strafen können.“ Doch läßt ein Blatt, datiert vom 28. Juni 1833, ein leidenschaftliches Ringen mit seinem Inneren ahnen:

„Vater im Himmel, mein Gehirn zerrütten mir die widersprechendsten Gedanken über den wahren Zweck des Menschenlebens und insbesondere des meinen. Jetzt erhebt mich plötzlich ein Anfall von Kraft in schwindelnder Höhe und im nächsten Augenblick stürzt mich ein Gefühl von Unzulänglichkeit meiner Kraft gegen die feindseligen Verhältnisse wieder herab... Vater im Himmel... hilf mir um der frommen Tränen willen, die bessere Menschen — meine armen Eltern — für mein Heil zu dir empor weinen... rette mich vor dem Abgrund der Welt, der sich meinen verblendeten Augen so reizend malt, rette mich vor mir selbst...“

Von den Freunden dieses Jahres werden zwei erwähnt, die sich beide in ähnlicher Lage wie er befunden haben mochten und beide auch das theologische Studium aufgaben: Ignaz *Podozhnick*, dem er „in Erinnerung an das Jahr 1833“ widmet, und Josef *Schaller*, mit dem ihn bis an

sein Lebensende eine nähere Freundschaft, später auch eine Familienfreundschaft, verbindet. Mit diesen beiden trieb er die allerdings recht undogmatischen religionsphilosophischen Studien, die dann in seinen Aphorismen, deren Quelle in diesem Jahr zu suchen ist, und im „*Bunten Buch*“ ihren Niederschlag gefunden haben, wie überhaupt ein gewisser Ernst in religiösen Dingen von da an in Stelzhamers Haltung unverlierbar bleibt.

Was wir über das Ende von Stelzhamers theologischen Studien wissen, ist zwar nur aus mündlicher Überlieferung in die biographischen Darstellungen übergegangen, klingt aber nicht unwahrscheinlich. Danach hätte Stelzhamer bei der Schlußprüfung auf eine Frage über das Wunder der Vermehrung der Brote und der Fische eine Antwort im Sinne eines Poeten gegeben, die ihm eine scharfe Rüge eintrug, worauf er tief gekränkt den Saal verließ und nicht wiederkam. In einem „*Epilogus, gehalten von einem alten Studenten am Ende seiner Studien*“, den er einige Wochen danach beginnt, zieht er die Summe von seinem bisherigen Studienbetrieb. Das Ergebnis motiviert er zu einem Drittel wenigstens (er weiß noch zwei andere, hier verschwiegene Ursachen anzugeben, von denen die eine gewiß Antonie ist) mit seinem grenzenlosen Übermut; ferner verachte er die positiven Wissenschaften und die, die ihnen obliegen, und schließlich bekräftigt er sein Poetentum:

„Ich bin ein Poet und will es bleiben immerdar, will mutig und unverdrossen hinwandeln durch den düsteren Wald der drohenden Gesichter, über die Klippen und Abgründe der Mißgunst... rasch vorbei an den Lockungen des bürgerlichen Glückes... bis hin an den strahlenden Fels des Nachruhmes...“

Den fragmentarischen „*Epilogus*“ endigt er in einem überschwellenden Dithyrambus der Heimat, in der er sich jetzt wieder aufhält.

Gegen Ende des Jahres 1833 finden wir ihn wieder in Salzburg. Seine poetischen Aspirationen verdichten sich zu dem Plane der Herausgabe eines Buches, für das er in Salzburg einen Verleger gefunden zu haben meint, zu dem er auch eine Vorrede schreibt. Es handelt sich um zwei Novellen als erste Gabe an das Publikum. Von weiblicher Hand erhofft er sich für die Herausgabe ein Darlehen (vgl. „*Hundert Gulden*“,

2. Moment), wird aber dann, wie das erstemal bei Antonie, enttäuscht. Daneben sucht er Anschluß an das Salzburger Provinztheater.

Er wendet sich auch brieflich an die Directrice des Innsbrucker Theaters, wo er unterkommen möchte und vor ihr Proben seiner schauspielerischen Befähigung ablegen will. Er würde, meint er, „mit ‚Lorenz Kindlein‘ und im ‚Verhör‘ beginnen, mit ‚Gottlieb Kocke‘ und ‚Franz Moor‘ fortfahren und mit ‚Hamlet‘ schließen.“ Natürlich fehlt ihm für die Reise nach Innsbruck das Zehrgeld, so daß auch diese Anstrengungen ergebnislos bleiben.

Die biedereren Salzburger Bürger können sich seine beruflose Existenz so wenig erklären, daß sie ihn für einen Spitzel der geheimen Polizei halten, worauf er sich aufs äußerste entrüstet und die Stadt Salzburg als zweite unter die Zahl der Orte aufnimmt, die ihn beleidigt haben. (Bielitz, wo ihn der Schenkenwirt noch in den letzten Tagen auf die öffentliche Schuldentafel gekreidet hatte, war die erste.) Von da an kommt Salzburg als „Sauerhausen“ oder „die schnöde Stadt“ vielfach in seinen Schriften übel weg.

Mit der Wiener Journalliteratur sucht er wieder Verbindung („*Meine nachträglichen Gedanken über die Affendienerschaft*“, verfaßt vom 16. bis 24. Mai 1834 für ein Wiener Blatt). In Georg Abdon Pichler, einem angehenden geistlichen Professor, späteren Verfasser der ersten „Salzburger Landesgeschichte“, findet er einen literarischen Genossen, der ihm allerdings innerlich so unähnlich wie nur möglich war: Eine stille, fleißige Gelehrtennatur, die nur vorübergehend an poetische Lorbeeren dachte.

Den schlimmen Winter verbringt er wieder daheim im warmen Nest in Piesenham. Vielleicht hat ihn auch der plötzliche Tod seines Bruders *Andreas*, der das väterliche Anwesen übernommen hatte, dorthin gerufen. Die Eltern lebten schon mehrere Jahre im Ausgedinge, und das Auszugstüberl ist als das eigentliche „Muadastüberl“ anzusehen, wo die Mutter den emsig schreibenden Dichter fütterte. Durch die Wiederverheiratung der Witwe des *Andreas* geht das Siebengütl bald in fremde Hände über, und nach dem Tode der Eltern kommt es als Zufluchtsort für ihn nicht mehr in Betracht.

Verschiedene Verbindungen und Vermittlungen hatten ihm die Aussicht auf eine Anstellung als Schauspieler in Regensburg eröffnet, wohin er etwa im März 1835 reist. Als er hinkommt, erweist sich die Hoffnung als trügerisch, auch in Ingolstadt und Eichstätt, wo er vorspricht, ist es nichts. So kommt er nach München, findet hier eine kurzfristige Aushilfsstelle als Schreiber bei einem Advokaten, im übrigen arbeitet er für ein Münchner Blatt, auf dessen Eingehen er große Hoffnung setzt, weil er dann selbst die Redaktion übernehmen könnte. Dieser Plan scheint gegen Mitte des Jahres ziemlich weit gediehen zu sein, weil er G. A. Pichler bereits um Abonnenten, d. h. natürlich um Pränumeranten werben läßt, und ihn zur Mitarbeit auffordert. Wieder hätte er so etwa hundert Gulden zur Flottmachung des Journals oder zur Herausgabe eines Buches nötig, und wieder wendet er sich an eine Frau um Hilfe, diesmal an eine reiche Brauerswitwe in seiner Heimatpfarre Pramet, mit der er den Fasching durchtanzte hatte und der gegenüber er sich jetzt, in der Entfernung eben, sogar Ehehoffnungen hingibt. Er wird aber auf seine zwei Briefe vom August nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Er gerät auch in München wieder in materielle Bedrängnis, wie eine Strophe vom 13. Mai, „als ich um 6 Uhr abends noch völlig nüchtern war“, beweist. Ob der dritte Moment von „*Hundert Gulden*“ auch soweit noch als Selbstbiographie zu nehmen ist, daß er ins Schuldgefängnis gesetzt wurde, muß dahin gestellt bleiben.

Endlich im Herbst gelingt es ihm, in Passau ein Engagement als Schauspieler zu bekommen. Hier hatte er nun die Gelegenheit, seine schauspielerische Begabung zu erproben. Denn bei Stelzhamers Naturell ist nicht anzunehmen, daß es ihm nur um eine Brotstelle zu tun war, sondern er wollte von da aus auf die höchste Höhe der Kunst kommen, zu deren Erreichung er sich fähig hielt. Auch hier hatte er alles dem Impetus seiner Gefühlskraft zugetraut und verlässliche Vorarbeit verschmäht. Seine Vorstudien hatten nur in einem zweimaligen Auftreten in einem Liebhabertheater vor längerer Zeit, in aphoristischen Gedanken über das Theater und wahrscheinlich doch auch in Rollendeklamieren bestanden. Das Ergebnis war dann auch danach.

Schon nach wenigen Wochen kommt es zu einer Entlassung, die wieder zurückgenommen wird, weil er in einem andern Fach wieder benötigt wird. In einem präntiösen Brief an den Direktor *August Bechtold* vom 3. November 1835 antwortet er auf die Entlassung:

„Herr Dir. haben in mir . . . einen jugendlichen Liebhaber acquirieren wollen — ach, daß Gott davor! Meine Liebe (lachen Sie nicht!) ist so innig und hochpoetisch, daß ich in ihrer plastischen Darstellung nur plump oder täppisch erscheinen könnte. Ich bin im Leben treuherzig, in meiner äußeren Erscheinung melancholisch und ruhig bis zur ärgerlichen Indolenz. Im Kopfe spuken Schelmenbilder aller Art (Intrigue) und eine bis zum Wahwitz exzessierende Lustigkeit (Komik, Karikatur) und ein brennender, verzehrender Eifer peinigt mich bis zu dem seligen Augenblick, wo ich diese Welt erschließen kann und darf.“

Er bietet sich an, seine sonstigen Mängel fühlend, „durch schleunigste Produktion eines effektvollen Lokalstückes dienstlich zu werden“. Aber statt all dem werden ihm bald nur mehr die Bedientenrollen überlassen. Die Theatergeschäfte in Passau gehen überdies schlecht. Noch ist es ihm gegönnt, mit der gastierenden Sophie Schröder auf denselben Brettern zu stehen. Am 16. Jänner 1836 aber, über einen geckenhaften Kollegen erregt, hat er es satt, „zwischen einem solchen Komödianten und einem albernem, unartigen Handvoll Publikum“ länger seine „Demutproben“ abzulegen, und er kündigt seine Stelle.

Von Passau kann er aber schuldenhalber nicht los. Es kommt nun zu der, zwar in seinen Schriften und seinem Nachlaß nirgends erwähnten, aber durch seine zeitgenössischen Biographien mehrfach bezeugten bekannten Episode: Seine alte Mutter macht die weite Fußreise nach Passau und löst ihn dort aus. Von seiner schauspielerischen Anmaßung war er aber für immer geheilt. Es findet sich zwar noch ein undatiertes Briefkonzept im Nachlaß, in dem er in sehr kapriziösen Worten den Theaterdirektoren *Neufeld* und *Börnstein* in Linz und Wels seine Dienste anbietet. Es ist aber wohl vor seinen Auftritten in Passau einzusetzen.

Auf Vortragsreisen, in der Heimat und in Wien: 1836—1845

Neue Pläne tauchen nun in Stelzhamer auf. Am 10. April 1836 schreibt er von Schärding:

„Ich bin auf meinem ersten Kunstausflug mit dem alten dramatischen Darsteller Karl Gottfried Bose aus Sachsen-Weimar. Unsere Absicht ist, den Schärddinger Herrschaften für viele klingende Worte einiges Geld abzunehmen. Ich will zum erstenmal versuchen, welche Aufnahme meine Volksdichtungen durch meinen — vielleicht (?) — Vortrag finden werden. Finden sie die gewünschte, so ist beschlossen, mit ihnen das Ländchen ob der Enns zu durchwandern und Subskribenten zu sammeln, daß endlich mein erstes Werklein im Druck ausgehe und meine Sendung offenbare.“

Vier Tage später schreibt er:

„Wir haben bereits zwei Vorstellungen gegeben. Mit welchem Erfolg? Mein Gott — mit keinem. Die Zahl der Besuchenden war gering . . .“

Bei den Augustiner Chorherren des Klosters Reichersberg findet er aber begeisterte Aufnahme und in seinem ehemaligen Seminarkameraden Eduard *Zöhrer* den ersten Komponisten seiner mundartlichen Lieder. Die Subskribentengelder soll er zwar leichtsinnig in Auzrolzmünster bei Ried auf der Kegelbahn verspielt haben, aber er hält den eingeschlagenen Weg nun zähe fest.

Er dehnt seine Vortragsfahrten über das ganze Innviertel aus, trägt in Städten und Märkten seine Gedichte vor, sammelt Pränumeranten und Subskribenten, lebt einstweilen von den Pränumerantengeldern und hofft, mit Hilfe der Subskribenten einen Verlag für seine Mundartgedichte zu finden. Sein Publikum ist natürlich nicht das Landvolk selbst, sondern die Geistlichen und Beamten, die Ärzte und Apotheker in den Märkten und Städten. Neben dem reinen Verlagsgeschäft und der späteren feuilletonistischen Tätigkeit füllt diese Art von Erwerbstätigkeit seine Lebensführung in den folgenden Jahren aus, und es wird auch später, wenn die Not drängt, noch öfter darauf zurückgegriffen. Wenn er auch dabei noch oft genug in schiefe Lagen kam, da die Pränumeranten an der Erfüllung ihrer Ansprüche manchmal schier verzweifelten, wenn auch jetzt noch die bitterste Not Stelzhamers Wander- oder Stubengefährtin war, wenn er auch oft große Gasthaus- oder Hotelschulden auflaufen ließ, zu deren Deckung er dann wieder Kredit nehmen mußte, so bedeutet der nunmehr eingeschlagene Lebensweg wenigstens die Idee einer bürgerlich-soliden Existenzgrundlage und vor allem: Seine bürgerliche Kreditfähigkeit war damit wieder gegeben.

Seine Mundartgedichte, die von 1832 an in rascher Folge entstehen, sind es, auf die er zunächst seine Hoffnungen setzt. Das Glück, das er damit hat, ist ihm selbst wie ein Zufallstreffer vorgekommen. Denn noch vor seinen Mundartgedichten hatte er 1835 seine hochdeutschen Liebesgedichte unter dem Titel „*Liebesgürtel*“ gesammelt und an *Hoffmann & Campe* in Hamburg gesandt, und anscheinend nur Stelzhamers Ungeduld stört das angebahnte Geschäftsverhältnis. Die schon in Salzburg vorbereiteten zwei Novellen („*Morgensturm und Abendrot*“ und „*Die fünf seltsamen Gesellen*“), für die sich der Verleger *Heckenast* in Pest interessiert, übergibt er am 2. Oktober 1837 der Zensur. Aber es kommt auch hier erst 1847 zum Druck.

Seine Vortragsfahrt hatte in Linz geendigt. Von dort geht er am 14. Juni 1836 nach Wien. Dem Freund *Schaller* in Linz, bei dem er sich in dessen Abwesenheit einquartiert hatte, hatte er den Frack entführen müssen, um in Wien etwas vorstellen zu können. Außerdem war er von einem Freund in der Absicht bestärkt worden, in Wien seine juristische Prüfung abzulegen und „als fertiger Jurist zurückzukehren und froh und ernst seinen Amtslauf zu beginnen“. Dieser Impuls verfliegt rasch wieder, aber mit dem Buchhändler *Peter Rohrmann* kommt im September ein Kontrakt auf den Verlag seiner Mundartgedichte zustande. Stelzhamer erhält 200 Gulden dafür, wovon 94 Gulden (ebenso viele Exemplare) auf Pränumeranten fallen.

Mit diesem Kontrakt kehrt er in die Heimat zurück. Dem Vater vermag er noch am 21. Jänner 1837, wenige Wochen vor dessen Tode, einen kleinen Trost über die Zukunft seines Sohnes zu geben. Er verbringt in der Heimat den Winter und reist im Mai 1837 zur Drucklegung seines Buches abermals nach Wien. Im August erscheint dasselbe und hat einen unzweifelhaften Erfolg. In den meisten Wiener Journalen erscheinen lobende Besprechungen, durch diese sowie öffentliche und private Vorlesungen wird sein Name bis in die höheren Gesellschaftskreise hinauf bekannt. In Stelzhamers Nachlaß liegt ein hocharistokratisches Bilette des kunstliebenden Grafen *Mailáth* an die Baronin *Sephine Münk* vom 25. November 1837:

„Ich bedaure sehr, den Verfasser der oberösterreichischen Lieder heute nicht kennenlernen zu können, noch mehr, daß ich den Abend nicht in ihrer Gesellschaft verbringen kann, aber heute bin ich abends an zwei Orten zu erscheinen verpflichtet. Also bitte ich, für ein andermal mit mir zu befehlen und dem erwähnten Verfasser wenigstens zu sagen, wie sehr mir seine Lieder gefallen.“

Der Eintritt in die bessere Wiener Literaturgesellschaft wäre ihm jetzt wohl auch offen geblieben, aber sein Geldmangel ließ eine Ausnützung dieses Erfolges nicht zu, und so sehen wir ihn Ende des Jahres wieder in der Heimat, wo er das ganze Jahr 1838 bleibt, mit der Vorbereitung eines zweiten Bändchens Mundartgedichte beschäftigt.

Für seine Mundartdichtung waren diese letzten Aufenthalte in Großpiesenham wohl die ergiebigste Zeit. Am 10. März 1838 stirbt auch seine Mutter, und die Familienverhältnisse auf dem Siebengütl werden immer unerquicklicher. Anfang 1839 ist er wieder in Linz, schreibt dort während des Karnevals die Posse „*Faschingsdienstag*“, die vom Linzer Theater zur Aufführung angenommen war, bei der als Einlage auch eine Vorlesung seiner Mundartgedichte durch ihn selbst hätte vorkommen sollen. Wenige Tage vor der Aufführung ergeht aber ein Zensurverbot, und damit sind alle materiellen Erwartungen, die er sich von dem Erfolg des Stückes gemacht hatte, zunichte. Wieder gestaltet sich die Abreise aus Linz, für das er ein „ruinierter Mann“ ist, nicht leicht, denn hatte er schon vor dem Verbot des Stückes, auf dessen Erfolg hoffend, im Hotel auf Kredit gelebt, so mußte er nun, nach Art der großen Herren, die erst bei der Abreise ihre ganze Rechnung bezahlen, weiter im Hotel bleiben.

Endlich wird er mit Freundeshilfe wieder flott und geht wieder nach Wien. Hier beginnt nun Anfang des Jahres 1840 seine Mitarbeit an den Wiener Journalen und Almanachen. Sie ist jedenfalls ohne ein festes Verhältnis zu den einzelnen Journalen, die seine Beiträge bringen, zu denken, wogegen der gewandtere *Johann Nep. Vogl* um diese Zeit schon selbst eines, das „*Osterreichische Morgenblatt*“, redigierte. Einzelne Berichte über Kunstereignisse, durchreisende Kuriositäten oder Zelebritäten, Rezensionen scheinen allerdings über direkten Auftrag

der Redaktionen zustande gekommen zu sein. Im ganzen dürfte ihm diese Tätigkeit eine auskömmliche Lebensführung während der Jahre 1840 bis 1842 gesichert haben. Sie erstreckte sich auf „Saphirs Humorist“, Witthauers „Wiener Zeitschrift“, Vogls „Morgenblatt“, Bäuerles „Theaterzeitung“ und die verschiedenen Wiener Almanache der Jahrgänge von 1841 an.

Die **kunstkritische Tätigkeit** war eigentlich von vornherein eine Vermessenheit. Wir finden in Stelzhamers Aufzeichnungen kaum etwas angedeutet, daß er ein bestimmtes Verhältnis zu den verschiedenen Kunstgebieten oder Kunstrichtungen — außer wohl der zu Jean Paul und E. T. A. Hoffmann — gehabt hatte. Woher hätte er auch die sachlich-kritischen Gesichtspunkte genommen? Zur bildenden Kunst und deren Technik stand er nur in dem schon angedeuteten losen Verhältnis, zur Musik kaum in dem eines Dilettanten. Und doch hat er Tagesereignisse auf diesen beiden Gebieten auch besprochen, freilich durchwegs in der Art freier Phantasien über das Künstlertum und das Wesen der Kunst an sich. Ähnliches gilt von seinen Berichten über die von durchreisenden Erfindern vorgeführten physikalischen Kuriositäten, die er mit der E. T. A. Hoffmannschen Phantastik behandelte.

Auf das Sachliche kommt es ihm auch hiebei nicht an. So suchen diese Kritiken ihre Berechtigung in sich selbst und vor allem in ihrem kapriziösen Stil, der auch sehr bald als ein eigener, frischer und neuer, den Lesern aufgefallen ist. Hier hat sein autochthoner Geist wirklich zu seinem Glück nichts gelernt und nichts angenommen von der ihn umgebenden Flachheit. Seine Rezensionstätigkeit ist ihrer Art entsprechend natürlich auch nicht in die Breite gewachsen, wie sie überhaupt nicht systematisch betrieben wurde; die vorliegenden Stücke sind aus Gelegenheiten entstanden, an denen sich seine Gefühlsdialektik entzünden konnte, die dann raketenhoch aufstieg. Wo sich diese Gelegenheiten nicht findet, gibt es für ihn nichts zu berichten.

Den Hauptteil seiner Beiträge macht aber überhaupt der Abdruck von kurzen Novellen und Capricen und Genrebildern aus, die in früherer oder in letzter Zeit entstanden waren, daneben

einzelne seiner mundartlichen und hochdeutschen Gedichte und seine Aphorismen. Von seiner ganzen bisherigen literarischen Tätigkeit bringt er hier Proben, mit Ausnahme der „Urey“-Fragmente, denn diese in ihrer innigen Liebesgläubigkeit mußten ihm dem herrschenden modernen Journalton gegenüber als veraltet erscheinen.

Mit dem Voglschen Kreis, der sich inzwischen doch um eine Stufe höher geschraubt hatte und dessen regelmäßige Zusammenkünfte jetzt den Charakter von Akademien trugen, hatte er wieder Fühlung genommen. Wie weit er auch zu anderen Künstlergesellschaften, etwa zu der im silbernen Kaffeehaus, Zutritt erlangt hat, muß bei dem Mangel an Zeugnissen im unklaren bleiben. Von Nikolaus *Lenau* erwähnt er später eine an ihn gerichtete Äußerung³; ein aufbewahrtes Billet vom 30. November 1841 sagt eine Abendunterhaltung beim Maler Josef *Kriehuber* ab. Der Maler *Joseph Danhauser* hat ihn für Bäuerles Theaterzeitung gezeichnet.

Eine Bekanntschaft hätte aber für seine prosaischen Schriften von größter Bedeutung werden können, nämlich die mit *Adalbert Stifter*. *Stifter* hatte Stelzhamers „*Neue Gesänge in oberösterreichischer Volksmundart*“, die dieser 1841 herausbrachte, besprochen und ihn auch zur Mitarbeit eingeladen in seinem Sammelbuch „*Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben*“ (erschienen 1844 bei *Heckenast* in Pest). Zwischen beiden wurde das Du-Wort getauscht, und manches deutet auf den Bestand einer näheren Freundschaft hin. Aber *Stelzhamer*, sich durch den Erfolg seiner Mundartdichtungen bereits auf einer festen literarischen Position fühlend, hat dieser Freundschaft kaum andere als menschliche und gesellige Seiten abgewinnen können, und bald ging sie im Allzu-Menschlichen unter. *Stifter* hatte *Stelzhamer* teils als Verlagsvertreter von *Heckenast* (für das Buch „*Wien und die Wiener*“) teils vielleicht auch aus eigener Hand mehrere Teilbeträge vorgeschossen, die *Stifter* bei der *Heckenast*-Abrechnung natürlich fehlen. Bei der Abrechnung des genauen *Stifter*, in der derselbe auch all die Gelegenheiten und Zeugen anführt, bei denen er ihm die Beträge ausgefolgt hat, ist zu lesen: „*Stelzhamer dem Stifter schul-*

³ Vgl. S. 30.

dig 40 Kreuzer". Spätere briefliche Äußerungen Stelzhamers über Stifter verhehlen schlecht den Neid gegenüber dem „Pfiffikus“, der so geradlinig den Weg des literarischen Erfolges gegangen.

Von erotischen Erlebnissen hören wir lange Zeit nichts. Mit dem Jahr 1841 datiert liegen in Abschrift im Nachlaß eine Reihe von Gedichten, die einem weiblichen Teil in den Mund gelegt sind. Solche Rollenlyrik ist bei seinen hochsprachlichen Gedichten sonst durchaus unüblich. In eigener Handschrift von etwa 1840 sind einige Strophen „Lieder vom Wiedersehen“ erhalten, in denen er selbst spricht:

Im Herzen hab' ich wohl gewußt,
Bezweifelt nur in schlimmster Stund,
Was mir, geschwellt vor Liebeslust,
Geoffenbaret einst dein Mund.

Doch also sicher, also voll
Von Trost, wie jetzt, war nie mein Herz.
Jetzt mußte mit dem alten Groll
Auch fort mein allerält'ster Schmerz.

Es würde sich also um ein Wiederfinden mit Antonie oder doch um die Erlangung der Gewißheit, von ihr noch immer geliebt zu werden, handeln. Denn alle in beiden Gedichtfolgen angezeigten lokalen und realen Verhältnisse scheinen sich eindeutig auf Antonie und auf Salzburg zu beziehen. Das Jahr 1841 können sie nicht betreffen, denn da war Stelzhamer in Wien. Vielleicht gehören sie in das Jahr 1838, wo Stelzhamer in Briefen an Bruder Peter die Absicht äußert, von Piesenham nach Salzburg zu kommen. Wenn es sich nicht um eine poetische Fiktion handelt, die bei Stelzhamer allerdings wieder vereinzelt dastünde, müssen doch die Erlebnisgrundlagen dieser Gedichte über das bereits Erwähnte hinaus im unklaren bleiben.

Im Jahr 1842 aber beginnt ein neues Verhältnis, das für ihn von größter Bedeutung wird. Es kommt erst jetzt, für den nunmehr 40jährigen, zur großen Auseinandersetzung mit dem realen Typus des weiblichen Geschlechts. Es ist nicht mehr der Traum des Tora-Märchens, sondern die Begegnung mit der Frau, die ihn durch alle für ihn möglichen Lebenslagen führt, von der leidenschaftlichen und streitbaren Liebe in ein unruhiges Eheleben, von der Beglückung durch das Weib mit einem schönen Kinde bis zu des-

sen Tode, von der Untreue dieser Frau bis zu ihrem Ableben. Sein Subjektivismus hat hier seine schwerste Probe zu bestehen, in dem Ringen um das altruistische Verstehen eines selbstberechtigt sein wollenden Wesens, das ihn täglich umgab und unausweichlich war.

Für den Beginn der Beziehungen zu Barbara Reyß darf wohl die Rahmengeschichte von „Onkel Georgs Schatz“ als biographische Quelle genommen werden.

Danach hätte er um diese Zeit die Erbschaft von Onkel Georg, dem Reichenhaller Hafnermeister und Geisterbeschwörer, gemacht und sie auch glücklich im Karneval in Wien bis auf geringe Reste durchgebracht. Am Aschermittwoch mit Besserungsgedanken heimkehrend, wird er von einem offenbar stadtfremden Mädchen um eine Gasse und eine Hausnummer gefragt, die er zufällig kennt. Er muß ihm aber auch sagen, daß die Wohnungsinhaberin vor wenigen Wochen gestorben sei. Er bietet der Verlassenen fürs erste sein eigenes Quartier bei der „Frau Mutter“ (die auch in Briefen zwischen Barbara und Stelzhamer vorkommt) an, er selbst wird bei Freunden schon unterkommen.

Die aus den ersten Briefen hervorgehende Situation stimmt damit tatsächlich überein, nur hat sich das alles vielleicht nicht ganz so edel abgespielt. *Babette Reyß* stammt aus Jechnitz in Böhmen, der Vater war gestorben. Diese ersten in den März und April zu versetzenden Briefe, die innerhalb der Stadt gewechselt wurden, eröffnen einen Einblick in den von vornherein problematischen Stand des Verhältnisses. Bettys Vergangenheit scheint trübe, auch in moralischer Hinsicht, gewesen zu sein, um so lichter ihre jetzigen Lebenshoffnungen. Sie sei durch ihn auf den Weg der Tugend zurückgebracht worden. Diese Briefe sprechen viel von Bildungs- und moralischen Hebungversuchen Stelzhamers, aber auch von seinen Zweifeln und Härten gegen sie und von seinem Geldvertun. Ihren Unterhalt erwirbt sie durch Hausnähen, dürfte aber auch frühzeitig kleine Unterstützungen von Stelzhamer angenommen haben.

Im April schon kommt es zu einem schweren Zwist, zu dessen Ende Betty bestimmte Selbstmordabsichten äußert. Das Verhalten Stelz-

hamers dazu, wie es sich in einigen Taschenkalendernotizen vom folgenden Tag, dem 23. April, zeigt, ist wiederum äußerst bezeichnend:

„Was sie immer auch tun mag, und wo immer sie dir auch zu Gesicht kommt, überlasse ich es deinem eigenen Geist, welche Unart du ihr wolltest antun. Begegnet sie dir und mir nirgend und nimmer im Leben, dann Freund, habe Ehrfurcht und stilles Mitleid für sie, denn sie war dann nicht nur meiner, sondern der Liebe des Besten wert trotz ihrer Fehler und Mängel... 14 Tage lang wird die Totenliste das von mir gesuchte Zeitungsbblatt sein.“

Er will es also darauf ankommen lassen, um Beweise zu bekommen, ob sie ihn wahrhaft liebt oder nicht. Seine ohne Zweifel schwer beleidigte Subjektivität will sich rächen, wenn er sie im folgenden ein „Weib voll Lüge, Geilheit und Diebsgelüsten“ nennt. Freilich auch wieder: „Ob ich etwa nicht doch ein wenig zu rasch und streng gewesen bin gestern abend? Oder was machte mir denn gleich darauf und noch heute das Herz so beklommen und ängstlich?“ Ferner: „Ich habe einen Menschen als Hund behandelt und fürchte, daß sich dafür die Menschheit an mir rächt.“

Es ging ohne die Todesprobe ab; Betty fleht in einem Billet vom 28. April, ihr ein Zusammentreffen zu gewähren. Das Verhältnis wird bald noch enger geknüpft, jedenfalls hat Stelzhamer Unterhaltsverpflichtung gefühlt und so weit als möglich eingehalten.

Nach dem Erfolge zweier Vorlesungen seiner Mundartdichtungen, die er im August im Sommertheater in Meidling und in Baden hält, wird ein schon lang gehegter Plan einer großen Vortragstournee in ihm reif. Die feuilletonistische Tätigkeit genügt ihm auf die Dauer weder materiell noch innerlich. Mit dieser Kunstfahrt wollte er wohl auch irgendwie in bezug auf Betty die Luft reinigen.

Der ziemlich eng geführte Briefwechsel auf dieser Reise läßt es dazu nicht kommen. Im Gegenteil, er zeigt Stelzhamer zum ersten Male von einer seelisch angekränkelten Seite, in der Art, wie er sie mit Eifersüchteleien verfolgt, wie er an ihren naturwüchsigen Briefen peinliche Silbenstecherei übt, wie er ihr geradezu heimlich Proben stellt, die beide Teile peinigen. So bietet

dieser Briefwechsel mit seinem bei Stelzhamers wechselnden Aufenthaltsort und zunehmender Entfernung unvermeidliche Verspätungen und Nachhinken oft ein recht unerquickliches Bild. Es kommt oft ausschließlich auf die Stimmung an, in der Stelzhamer einen Brief von der durchaus ausdrucksgewandten, wenn auch in den Versicherungen ihrer Liebe und Treue etwas stereotyp schreibenden Betty empfängt, ob er durch denselben beruhigt und getröstet oder in neue Zweifel gestürzt wird. Merkwürdig ist doch die Kühle, mit der Stelzhamer den Mitteilungen von ernstern Krankheitsanfällen Bettys gegenübersteht. Um so mehr berichtet er von eigenen Gemütsverstimnungen und Unpäßlichkeiten. Durch all dieses wird der Zweck und die Wirkung dieser Kunstfahrt, die mit dem Impuls einer Welteroberung begonnen, stark abgeschwächt.

Sie wurde am 9. September 1842 angetreten und führte über Melk und Enns zum Teil zu Fuß nach Linz, wo er die ersten Vorlesungen hält, nach Wels, Kremsmünster, Kirchstorf, Gmunden, Lambach, Ischl, Ried, Vöcklabruck, Salzburg, wo er gegen Ende des Jahres eintrifft und mehrere Wochen verbleibt. Der Erfolg ist groß, und die Einnahmen betragen schon in Kirchstorf 411 Gulden. Sie gehen freilich zum größten Teil auf seine Bedürfnisse auf. Von Salzburg aus erwartet er die „Erfüllung seiner fast übergroßen Hoffnung“ und den Wiedergewinn „der verlorenen Ruhe seines Herzens“ von München, wo er über Mondsee, Mattighofen, Braunau, in den genannten Orten überall Vorlesungen haltend, am 23. März 1843 anlangt. Dort findet er die beste Aufnahme, erhält eine Einladung zum Herzog Maximilian, von dem er nach Vorlesung seiner Volksdichtungen angesichts der ganzen Hofgesellschaft wie ein Freund behandelt wird und nachher eine auszeichnende Medaille empfängt. Er hält noch im April und Mai eine Privatvorlesung vor der Münchner Künstlergesellschaft und zwei öffentliche im Odeon, alle mit bestem Erfolg. Graf Poggi schickt an den „verehrten Freund von Piesenham“ ein Album für seine Frau zur ersten Eintragung. Stelzhamer schreibt an Betty: „Der stille, zurückgezogene Franz ist ein Mann der geräuschvollen Öffentlichkeit geworden und gehört tage-, ja wochenlang mehr anderen als sich selbst.“ Trotz allem ist er an-

dauernd von übler Gemütsstimmung, er glaubt die wohl durch den zwiespältigen Briefwechsel verlorene Ruhe nicht eher wiederzufinden, als bis er bei ihr ist.

Am 28. Mai 1843 trifft er wieder in Wien ein, wo er die Vorlesungstätigkeit, die Mitarbeit an Almanachen und die Verlagsgeschäfte fortsetzt. Schon im August tritt er eine neue Reise an. In Linz liest er vor dem König von Preußen und der Erzherzogin Sophie; weitere Vorlesungen folgen in St. Florian, Enns, Steyr, Gmunden, Ischl und schließlich Graz. Oberösterreich wird auch im nächsten Sommer aufgesucht; so etwa Ischl am 31. Juli 1844, wo er vor Mitgliedern des Kaiserhauses liest. Von da reist er im Oktober über Passau nach Regensburg, wo er mit dem Verleger G. J. Manz den Vertrag über Herausgabe seiner Prosaschriften abschließt, der allerdings lieber Mundartgedichte von ihm genommen hätte. Auf dieser Reise — sicher nach Regensburg — scheint ihn Betty begleitet zu haben; Briefe an sie aus dieser Zeit liegen nicht vor. Auch über besondere Schicksale ist nichts zu erfahren. Die erste Hälfte des Jahres 1845 verbringt er wieder in Wien.

Ried, München, Stuttgart: 1845—1855

Die errungene literarische Stellung, die gelegentliche Mitarbeit an Journalen, weitere Vortragstätigkeit und nicht zuletzt die Geschäftsverbindung mit Manz, den er zu einem ständigen Verleger zu gewinnen hoffte, scheinen Stelzhamer nunmehr doch eine genügend tragfähige Grundlage zur Gründung eines eigenen Hausstandes ergeben zu können. Zwar dauert der gleich anfangs zutage getretene problematische Stand des Verhältnisses zu Betty fort — vom 4. Mai 1845 datieren einige Aphorismen über unglückliche Ehen! —, doch das Verhältnis war immer enger und unauflöslicher geworden. Es sieht sich schließlich ganz wie eine Ehe an und wird auch auf den Reisen, wo er sie mitnimmt, als solche ausgegeben.

Zu dem Schritt der Eheschließung, die am 4. August 1845 in Linz erfolgt, wird er endlich doch nur dadurch gedrängt, daß Betty ein Kind erwartet. Nach einigem Schwanken beschließt er anfang Oktober, sich in Ried, dem seinem Ge-

urtsort am nächsten gelegenen Städtchen im Innviertel⁴, niederzulassen.

Mit dieser Wahl bleibt er mitten im Geist der Heimat, von dem er sich für seine mundartlichen Schriften die beste Befruchtung erhofft. Es sagt damit bewußt dem Wanderleben sowohl wie der Großstadt ab und denkt, in ländlicher Ruhe seine Bücher zu schreiben. Denn die Ruhe sucht der nun auch häufigen Unpäßlichkeiten ausgesetzte Mann. Er „spürt plötzlich Anlage zu nicht gewöhnlicher Marktklugheit“, mit deren Hilfe er mit seinen literarischen Pfund wirtschaften will. In Ried scheint er sich anfangs sehr wohl zu fühlen. Ein paar Briefe an seinen Linzer Freund Schaller sprechen davon. Er denkt auch an die Erwerbung eines „grün und laubig umfriedeten Eigentümchens“ und an eine Idylle, in die er sich mit seiner Frau und dem im November 1845 geborenen Kind, seinem *Linchen*, einspinnen will. Aber „Freund, Freund“, schreibt er an Schaller, „mit dem Einrichten gehen mir meine Hunderter dahin!“

Mit der Arbeit macht er einen guten Anfang, denn hier, noch im Jahre 1845 wird sein mundartliches Hauptwerk „*D' Ahnl'*“ begonnen.

Geht auch die Arbeit wegen häuslicher Störungen und zu anderer Tätigkeit drängender Not nur mit großen Unterbrechungen zu Ende, so steht das Werk doch schließlich wie aus einem Guß da. Es hatte den in der Vorrede hiezu auch ausgesprochenen Zweck, gegenüber der sentimental und gegenüber der vergrößernden Auffassung des Bauerntumes dieses zu zeigen, wie es tatsächlich ist. — Auch von einem „*Christus*“-Plan und Bibelstudien hiefür hören wir aus dieser Zeit.

Den Winter verbringt er in Ried, wo er sich einigermaßen wohlfühlt. Dies verrät ein Brief an Schaller vom 12. Dezember 1845:

„Ich lebe in Ried ein dummes, seliges Leben, vorzüglich abends, wenn ich im lustigen Ring wahrhaft fideler Leute (Luber⁵, der mich fast anbetet, an der Spitze) bei goldklarem Biere vergesse . . .

⁴ Damals war Ried i. I. ein Markt und noch nicht zur Stadt erhoben.

⁵ Ludwig Luber, der in der Rieder Lokalgeschichte als literarisches Ferment mehrfach bezeugt ist, hat sich 1849 selber als Verfasser eines Mundartbändchens hervorgetan.

Ich habe es diesmal, ich weiß nicht wodurch, den guten Riedern völlig abgewonnen. Mein Namenstag wurde im „Bräuer im Keller“⁶ auf eine wahrhaft rührende und pompöse Weise gefeiert, durch Anreden, Gesang, unzählige Hochs vor meinem aufgestellten Bildnis; wenn Du aber glaubst, es wäre der Kreishauptmann, Pfleger, Kameralrat usw. dabei gewesen, so irrst Du, es waren 5/6 Bürger, aber meine Freude war darum um nichts kleiner — ich bin ein Mann des Volkes und liebe es, daß die Herren und meine Wenigkeit sich in artiger Entfernung begrüßen und ihren Respekt bezeigen.“

Das beträchtliche Buchhonorar von *Manz* für drei Bände Prosa und einen Band Mundartgedichte sowie von *Heckenast* für zwei Bände Novellen „*Heimgarten*“ war den Winter über aufgezehrt worden. An das *Manz*geschäft schließt sich ein langwieriger Streit, da *Stelzhamer* auf Grund komplizierter Überlegungen noch Anspruch auf einen größeren Restbetrag zu haben glaubt, auf den hin er bereits wieder Kredit aufgenommen hatte. Eine typische Erscheinung ist bei fast allen Verlagsgeschäften *Stelzhamers*, daß sie sich nie glatt ausgingen, daß er mit jedem seiner Verleger in Streit gerät und daher nie einen ständigen Verleger findet. Jedesmal sind neue Verhandlungen anzubahnen und dafür umständliche und kostspielige Reisen notwendig.

Schon im März 1846 macht die häusliche Not eine Reise nach Wien notwendig, um die literarischen Verbindungen aufrecht zu erhalten. Es gelingt ihm dort auch, bei *Tandler* die „*Volkslust*“, eine Sammlung alter Mundartgedichte, die er etwas umgearbeitet hatte, um mit *Rohrmann* nicht in Scherereien zu geraten, herauszubringen. In der Ferne befällt ihn oft ein „furchtsames Einsamkeitsgefühl.“ „Hätte ich es denn je gedacht, ein Mensch mit meinem Freiheitssinn, daß solche Anhänglichkeit sich seines Wesens bemestern könnte“, schreibt er an *Betty* am 8. Mai 1846.

Die Entfernung bringt auch manche Erkenntnis über ihr Zusammenleben, das sich bessern müßte. Das Leben in der „brausenden Hauptstadt“ gefällt ihm gar nicht. „Was ist doch die ländliche Ruhe gegen dieses eitle Treiben und Toben... ich glaube, daß ich jetzt zuhause viel mehr meine Freude habe und suchen werde.“ Ein Antwortbrief *Bettys* malt ihm allerdings die Kehrseite dieser ländlichen Idylle. Im Beichtstuhl fragt sie der Pfarrer, ob sie wirklich verheiratet

seien, es wäre ihm gesagt worden, daß sie nur so zusammen lebten (*Betty* an *Stelzhamer* am 12. Mai 1846).

Mit eintretender und bald offenbar werdender materieller Bedrängnis *Stelzhamers* tauchen auch die Gegenstimmen auf. *Barbara* hatte auch bald um eigenen Verdienst als Hausschneiderin mit Lehrmädchen sich umsehen müssen und lebte sonst mit ihrem Kinde von den zwei- bis zehnguldenweisen Geldsendungen, die sich der Mann durch Pränumerantenwerben „verdient“ hatte. Größere Ausgaben für Zins, Holz und Kleider mußten inzwischen zu Schulden auflaufen, bis sie durch ein größeres Honorar gedeckt werden konnten. Mehrfache Wohnungskündigungen, demütigende Bittgänge und Abweisungen und eine üble Fama waren die Folgen. Die Verhältnisse in dem kleinen Markte waren für einen freien Beruf eben zu eng, und das Kopfschütteln über den beruflosen Wandel des neuen Mitbürgers mußte in Ried noch lebhafter sein als in Salzburg, wo man ihn für einen Polizeispitzel gehalten hatte. Daran ändert auch die Verehrung einiger, selbst auch unvermögender Freunde nichts, die seine literarische Bedeutung erkannt hatten. Letzten Endes finden sich doch immer wieder hilfsbereite Leute, wie überhaupt der ganze Lebenswandel nicht ohne die vormärzlich-österreichische Gutmütigkeit denkbar ist, der gegenüber es ihm später in München ganz anders ergangen ist.

Das *Tandlersche* Honorar und die Herausgabe seiner „*Jugendnovellen*“ (drei Kindergeschichten, die er wohl noch von der Redaktion jener pädagogischen Zeitschrift anfangs der dreißiger Jahre in Vorrat hatte) erlauben ihm wieder, den Haushalt in Ried weiterzuführen. Erst im August treffen wir ihn wieder auf einer beschwerlichen Pränumerantensammlung und im September in Ischl, das er von jetzt ab zu den Saisonzeiten häufig aufsucht, um Vorlesungen im Theater zu halten. Der Haushalt in Ried wird vorübergehend aufgehoben und Frau und Kind in Vöcklabruck bei gutherzigen Leuten zeitweilig untergebracht. Im Oktober ist er in Braunau, um von

⁶ Vermutlich der heutige „Gasthof zum Kellerbräu“ am Hochfeld in Ried.

dem großen, weitgereisten Schiffs-Meister *Fink Näheres* über den verstorbenen Stockerauer Fuhrmann *Hofstätter*, einen Bruder seiner Mutter, der gerüchtsweise 72.000 Gulden hinterlassen haben sollte, zu erfahren oder sonst wie von ihm unterstützt zu werden. Im Februar 1848 ist er noch in Linz, wird durch ein Darlehen von *Ritter von Laveran* in der Höhe von 300 Gulden aus der Bedrängnis gerissen, kann seine Familie in Vöcklabruck auslösen und nach Ried zurückkehren. Dort treffen ihn nun die Märzereignisse in dem geschwächten Maße, wie sie von Wien aus ihre Wellen schlugen.

Stelzhamer hatte sich früher nie um Politik gekümmert, war durchaus loyal gesinnt gewesen und hatte die Ursachen seines bisherigen Mißgeschickes, wenn überall, so doch nicht in dem herrschenden System gesucht. Er war 1845 in Ried zwar gleich nach seiner Ankunft dem „Innerösterreichischen Industrieverein“, jenem vormärzlichen Vorläufer des bürgerlichen Liberalismus, beigetreten, hatte aber in demselben, wo es sich hauptsächlich um bürgerlich-wirtschaftliche Interessen handelte, keine Rolle gespielt.

Gerade am 13. März hatte er, im Anblick seiner notleidenden Familie, den Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen.

„Baron Hügel soll die Freude haben, daß ich mich endlich bereit erkläre, sein längst für mich projektiertes Buch, die ‚Geschichte des deutschen Volksliedes‘, auszuarbeiten, und Fürst Metternich wird mit dem mir längst erlaubten Besuch überrascht.“

Über Beziehungen zu Fürst *Metternich* wissen wir noch aus dem undatierten Brief — wohl aus dem Jahre 1845 — an seinen Freund und Gönner *Josef Krenmayer*, Magistratsbeamten in Wien:

„Sag doch Deinem verehrten Herrn Rat⁷, er möge an meinem Aufbrausen kein Ärgernis nehmen. Allein als mich im vorigen Sommer in Ischl Fürst Metternich kennenzulernen wünschte, trat er mir mit dem Kompliment entgegen: ‚Es freut mich, Herr St., Sie kennenzulernen, Sie sind ein außerordentliches Talent im Lande, Sie haben eine neue Bahn gebrochen, usw.‘ Auch stellte er mich dem eintretenden Fürst Wittgenstein vor mit den Worten: ‚Ja, Herr Fürst, ich muß ihnen diesen Mann vorstellen! Das ist unser berühmter Volksdichter St.‘ Darauf entließ er mich mit der freundlichen Zusicherung, mich für einen Abend zu sich zu bitten. Aber wovon ich lebe, fragte er mich nicht. Auch die Glieder unseres Kaiserhauses, als ich den zweiten Abend darauf die hohe

Ehre hatte, ihnen und ihren werten Gästen, dem preussischen Königspaar einiges aus meinen Büchern vorzulesen, waren huldreich und fragten nicht, wovon ich lebe!“

Die ersten Nachrichten aus Wien „rissen mir das Herz im Leibe los, mir sprang der Kopf aus seinen Wirbeln . . . gerechter Gott im Himmel, lehre mich's begreifen, laß mich's erfassen und meiner Mitmenschheit verkündigen“. Mit der neuen, überraschend hereingebrochenen Freiheit, mit dem neuen Geist weiß er zunächst nichts anzufangen, weiß ihm keinen Inhalt zu geben. Die Märzereignisse sind für ihn durchaus Herzenserlebnisse. Es dauert eine ganze Weile, bis er dem Verlangen seiner Freunde, zu der neuen Zeit poetisch Stellung zu nehmen, nachkommt und sein erstes politisches Gedicht: „*Österreich frei*“ abfaßt. Er läßt es als Flugblatt drucken für die Bauernschaft, damit „sie am nächsten Wochenmarkttag das gedruckte Gedicht, die vollkommenste Aufhellung ihrer Unwissenheit betreffs der ungeheuren Weltvorgänge und noch dazu in ihrer Mundart, für ein paar lumpige Sechser erwerben und in ihren Dorfschenken sich gegenseitig vorlesen kann“. Er hofft von diesem Lied, dem sich später drei weitere in Mundart gesellen, („*Des Kaisers Flucht*“, „*Des Kaisers Rückkehr*“, „*Erzherzog Johann Reichsverweser*“) auch Ersatz für das entgangene Geschäft in Wien.

„Aber der Markt war bereits bis zu uns an der äußersten Grenze der Monarchie überschwemmt mit den Eruptionen der Wiener Presse, und da kostete Artikel für Artikel, groß oder klein, gut oder schlecht, einen, höchstens zwei Kreuzer! Wie könnte ich da konkurrieren?“

„Das griff mir in die Seele, das erweckte mir bis dahin ganz unbekannt Gedanken und Gefühle schwerster Besorgnis und Demütigung, die, wenn ich sie mit diesem Buch nicht wegschreiben kann, in mir dauernd zu werden drohen.“

Sein Flugblatt wurde zu Makulatur.

Von den hochdeutschen „*Satirisch-politischen Liedern*“ genügt es, die Überschriften anzuführen:

I. Märzberauschung.

II. Mai, Juni, Juli — Ernüchterung: „*Wenn ich Minister wäre*“, „*In der Aula*“, „*Radikalismus — des Teufels Lehre*“, „*Dem Entdecker sein Lohn*“.

⁷ Gemeint ist wohl Dr. Eduard *Wlassak*, der Sekretär des Fürsten *Metternich*.

III. August, September, Oktober — Abscheu: „Der radikale Held“, „Der Held und Hecker“, „Die neuen Apostel“, „Wien und Windischgrätz“, „Des Helden Klage“, „Die Aula“, „Heerpredigt“, „Der Dinge Wechsel“, „Radikale Philosophie“, „Die Wiener Amazonen“, „Das ominöse Wir“, „Kossuth“.

IV. 1849: „Der Reaktionär“, „Lob der alten Zeiten“, „Der gesprengte Reichstag“, „Welden und die Reaktion“, „Deutsche Einheit“, „Schlußreim“.

Von der politischen Erweckung Stelzhamers resultiert schließlich eine deutschpatriotische, typisch liberale Gesinnung, die in den fünfziger Jahren in mehreren politischen Aufsätzen und Gedichten ihren Niederschlag fand. Eine gewisse antiklerikale Haltung ist fortan nicht zu leugnen. Die Erlebnisse des Jahres 1848 und danach hat er in einem Buch „Der Nase nach“ niederlegen wollen; der handschriftliche Entwurf ist jedoch über die Einleitung und das erste Kapitel hinaus nicht gediehen.

Im Mai 1848 machte er eine wieder dringend notwendig gewordene Vorlesungs- und Geschäftsreise nach Scharding, Passau und ins angrenzende Bayrische, im August eine weitere nach Linz und dessen Umgebung. Dabei wurde auch das Verhältnis zu Adalbert Stifter wieder aufgefrischt, und auch Betty hat damals bei einem Besuch in Linz die „Stifterischen“ kennengelernt. Gewöhnlich liest er in einem größeren oder kleineren Ort mit oder ohne Arrangements seine Mundartgedichte, jetzt besonders die politischen, vor und sucht dann die Flugblätter unter den Anwesenden abzusetzen oder Pränumeranten zu bekommen. Oder er wird, von einem zum andern empfohlen, bei der Geistlichkeit, Beamenschaft oder sonstigen Intelligenz der oberösterreichischen Dörfer vorstellig und macht oft tagelange Fußmärsche, um nur einen noch in Betracht Kommenden aufzusuchen. Den Zeitverhältnissen, in denen alles Interesse durch Politik in Anspruch genommen war, gibt er in seinen Briefen die Schuld am schlechten Geschäftsgang: „Diese verzweifelte Zeit, in der alles steht und stockt . . .“.

Zwei Problemkreise füllen Stelzhamers Leben dieser Jahre tatsächlich aus: der Kampf mit der materiellen Not und das Problem des Verhältnisses zwischen Mann und Frau in der Ehe. So erklärt sich auch, warum er in dieser Periode, in

der man von ihm nach langen und harten Lehrjahren eine große innere Besinnung, ein Resümee über sein Leben und dessen künstlerische Auswertung erwarten zu dürfen meint, nicht zu einem kontinuierlichen poetischen Schaffen gekommen ist. Die allererste Zeit in Ried waren die Ansätze gegeben, aber die schreienden Bedürfnisse des Tages störten ihn wieder auf. Die Not war ihm freilich kein neues Erlebnis mehr, sondern vertrautes, mit Resignation und Hoffnung auf endliche Änderung ertragenes Element. „Nur diese Fassung und Resignation läßt es zu, daß ich sogar (!) Stunden der Poesie feiere.“ Erst in den sechziger Jahren konnte er mit ihr abschließen, auch künstlerisch: in dem Mundartmärchen „Königin Noth“.

Den Winter 1848/49 verbringt er in Ried. Im April geht er wieder auf Reisen. Am 27. Mai 1849 berichtet er von Linz aus seiner Frau von einem auch bereits in Gang gesetzten Plan, „der mich vielleicht sogar mit der neuen Zeit in gewünschten Zusammenhang bringt“. Dieser Plan war vielleicht von Stifter angeregt, der gerade um diese Zeit mit dem Ministerium für Unterricht in Verbindung trat. Stelzhamer bietet sich an, eines der notwendig gewordenen Lesebücher zu schreiben und denkt dabei zunächst an ein Gymnasiallesebuch. Als dieses vergeben ist, bietet er sich zur Abfassung eines Dorfschullesebuches an. Seine Sache wurde vom oberösterreichischen Landespräsidium an das Unterrichtsministerium weiter empfohlen. Der Amtsweg war langwierig, die Wartezeit verbringt er mit Pränumerationsreisen von Linz aus.

„Meine ministerielle Sache scheint ein Strudelteilg zu werden, und ich verdanke dies nebst mehreren Ministerial-Böhmen wahrscheinlich auch meinem Freund Stifter, der sich in engster Nähe um den eiteln Landeschef herumdrückt, der mir schwach genug scheint, allen seinen Einflüsterungen Gehör zu schenken. Ich war erst vor ein paar Tagen wieder bei dem Landeschef, der immer voll Freundlichkeit mir die Hand reicht, den Bart streichelt, mich unseren Ofterdingen und Barden nennt, aber — und das scheint, ja ist Stifiers Werk — nicht sonderlich viel von meinem Beruf und Eifer für strenge Arbeit, wie die Zusammentragung eines solchen Schullesebuches ist, hält. Er läßt sogar durchblicken, daß ich für solche Arbeit zu gut sei, kümmert sich aber nicht, wovon ich mich samt Euch fortbringe . . .“ (Brief an Betty vom 13. Oktober 1849.)

Endlich geht er Mitte November selbst nach Wien, um die Sache zu betreiben, hauptsächlich aber, um die Hofstätterschen Erbschaftsgerüchte einmal ins reine zu stellen, die ihn wieder einmal lebhaft angefallen hatten.

In Wien lernt er den Buchhändler Johann Georg von Cotta kennen und bespricht sich mit ihm über Herausgabe des „*Liebesgürtel*“, seines Liebesromans in Gedichten, den er schon seit mehreren Jahren vorbereitet. Von dieser Gedichtsammlung, die er jetzt einer letzten Feilung unterzieht, erhofft er sich, endlich Geltung als hochdeutscher Dichter zu erringen.

Am 7. Februar 1850 kommt nach vielem Hin und Her auch die „ministerielle Sache“ zum Abschluß; er erhält den Auftrag, ein „*Lesebuch (der oberen Abteilung der ersten Klasse) für deutsche Knaben katholischer Religion in Zivilschulen auf dem Lande*“ abzufassen, und empfängt einen Vorschuß von 150 Gulden. Damit geht er nach Ried und arbeitet das Lesebuch in knapp vier Monaten fertig. Seine frühere pädagogische Schriftstellerei in den dreißiger Jahren kam ihm dabei zustatten, auch der Gedanke an sein prächtig heranwachsendes Töchterchen, „das für das Schönste im ganzen Innviertel ausgeschrieben ist“, mag ihn unterstützt haben. Im ganzen war es aber eine Lohn- und Fronarbeit, und es ist eigentlich zu verwundern, daß er damit so pünktlich zustande kam. Über den pädagogischen Wert oder Unwert des Lesebuches zu diskutieren, ist hier nicht der Platz, jedenfalls setzte sich aber die pädagogische Schriftstellerei von da ab mit größeren oder kleineren Unterbrechungen fort.

Mit dem fertigen Lesebuch geht er im Juni 1850 nach Wien. Dort gibt es noch manches fachmännische Umarbeiten, und er muß mit aller Energie den Versuch verhüten, „aus seinem Werk ein ganz fremdes zu machen“. Gedruckt und in Gebrauch genommen ist es übrigens niemals worden. Stelzhamer hat das Manuskript in seinen letzten Lebensjahren vom Unterrichtsministerium zurückverlangt; es liegt jetzt in seinem Nachlaß.

Von dem Resthonorar von 350 Gulden machte er den merkwürdigsten Gebrauch. Er war schon

in Wien im teuersten Gasthof, dem Matschakerhof, abgestiegen. Nun, nach Erledigung des Lesebuches, kam ihm der Gedanke, einen „Abstecher“ nach Graz zu machen, um seinen Bruder Peter, mit dem er abwechselnd gut und böse war, zu versöhnen. Erbschaftshoffnung von dem kinderlosen Ehepaar zur Sicherung der Zukunft seines Kindes mag da mitgespielt haben. Er wollte auch das Rieder Domizil mit einem Grazer vertauschen. Es kam zu einer raschen Versöhnung, dann zu einem ebenso raschen Zerwürfnis mit dem Sonderling, von dem er seiner Frau am 31. Juli berichtet:

„Bruder Franz hat Bruder Petern aufgegeben und hat durch diesen Verlust sich selbst gefunden und gewonnen . . . , er hofft nicht auf das mindeste Glück von außen und von anderen, er will es einzig und allein suchen in sich selbst und den Seinen . . . Der pater familias unserer Familie ist Franz, Peter ist Wasserschoß und trägt keine Früchte, wir Fruchtbaren dürfen uns nicht beugen vor den Unfruchtbaren.“

Stelzhamer bleibt, um dem Bruder zu zeigen, mit welch vornehmen Leuten er umgeht, noch eine Weile in Graz. Dann, als es eine nochmalige Versöhnung gibt, bleibt er erst recht wieder, um den Bruder auch für alle Zukunft gewonnen zu haben, und das braucht viel Zeit und Mühe. So war aus dem Abstecher ein mehrwöchiger Aufenthalt in Graz geworden, und inzwischen zahlte sein Gepäck im Matschakerhof den teuren Wohnungszins. Seiner darob zürnenden Frau schreibt er:

„. . . daß ich nach Graz ging, willst Du mir noch entschuldigen, gut, mein Weib, gut, und die Länge entschuldigt sich als mein Mißgeschick, eigentlich nur mein Geschick schlechtweg, von selbst! Ich bin und bleibe der zaudernde, langsame (weil größere, dauerndere als andere) ‚Sohn der ewigen Zeit‘, nicht ein ‚hüpfendes Kind des flüchtigen Tages‘. Der Tag liebt mich und Meinesgleichen nicht, wir haben nur alles mit Geduld und Resignation von der Zeit zu erwarten, und ich mußte auch in Graz, mir gänzlich unbewußt, warten und harren, bis es kam und daß es kam, wie es kommen mußte.“

Im September trifft er wieder in Wien ein. Wieder halten ihn verschiedene Hoffnungen dort zurück, so eine auf Andeutungen gegründete Hoffnung auf ministerielle Anstellung in der Art, wie Stifter eine erhalten hat. Dann wird er wieder durch Zuschriften des Ministeriums genarrt, die ihn in Ried nicht vorgefunden hatten und nun weiß wo herumgeschickt werden, ohne

daß Stelzhamer ihren möglicherweise bedeutungsvollen Inhalt erfahren kann. Auch im Ministerium kann man ihm nicht Auskunft geben, und der Minister *Thun* selbst ist abwesend. Schließlich stellt sich heraus, daß es einer jener Akte bezüglich einer Abänderung oder Umdredaktion seines Lesebuches ist.

Er wohnt noch immer bei Matschaker und wartet sehnlich auf die Stunde, „bis er seine Fesseln sprengen kann“. Seiner Frau schreibt er mit übersendeten fünf Gulden: „Das Übrige borge, wenn die Leute nur sehen, daß man in etwas seiner Schuldigkeit nachkommen trachtet, so sind sie in der Regel doch keine Barbaren.“ Literarische Geschäfte waren fast gar keine zu machen. Das mit *Cotta* hatte er gerade durch sein Drängen wieder erschwert und hinausgeschoben, und die Verpflichtungen im Matschakerhof wuchsen noch immer. In dieser mißlichen Stimmung und bei der schon so langen Dauer der Trennung war es schon mehrmals zu Eifersuchts- und Argwohnwandlungen gegenüber Betty gekommen. Einen neuerlichen, diesmal brieflichen Zwist von Anfang des Jahres 1851 können und wollen wir zur Feststellung der Problemlage und der Charaktereigentümlichkeiten Stelzhamers belauschen. Betty hatte ihm berichtet, daß sie im neuen Jahr ihre beiderseitigen Briefe durchgelesen habe.

„Mit welcher Freude habe ich gelesen, wie Du mich immer und stets geliebt hast, doch auch mein lieber, teurer Mann, welchen Kummer wir uns schon gemacht haben, ...“

Darauf Stelzhamer:

„Diesen vorübergehenden Schmerz aber nimm als Buße für das viele Leid, das Du mir wissend und unwissend schon früher bereitet hast..., ich selbst war wenigstens zur guten Hälfte die veranlassende Ursache... Du mögest mir versprechen, daß Du mich niemals mehr so herzerreißend erschrecken und meine ohnehin stets bebenden Nerven also sehr erschüttern wollest, wie ach, schon so oft, so oft. Nichts ist mir widerlicher als die Erinnerung daran, und wenn ich mich neunmal überrede, es sei nichts als der leidenschaftliche Ausbruch deiner Liebe, hilft nichts, es ist und bleibt mir unüberwindlich widerlich. Fürchten darf man nur Gott, darum ist ein fürchterlicher Mensch ein Entsetzen, ein Unding. Dafür verspreche ich auch Dir, den Dämon in meiner Brust mit Ernst und Nachdruck zu zügeln und zu bezwingen...“

Darauf Betty:

„Buße habe ich genug durch das lange Getrenntsein..., und am Leid warst Du nicht nur die Hälfte, sondern

beinahe ganz schuld. Du hast nie zu dieser schrecklichen Eifersucht Ursache gehabt. Habe ich nicht, mein lieber Mann, schon voriges Jahr mir Mühe gegeben, deine Leidenschaft mit Geduld zu ertragen und Dich nie mehr zu erschrecken? Aber weißt Du wohl, wie Du mich so fürchterlich gequält hast, habe ich nicht einmal weinen sollen...“

Und Stelzhamer entgegnet:

„In diesem unglücklichen Brief ist mir alles, alles, alles nicht recht! Meine wieder erwachte Tätigkeit, mit dem wachsenden Tag ebenfalls wachsende Tätigkeit hat mir dieser Brief wieder gelähmt, ja totgeschlagen. Das Bild, das ich mir seit einiger Zeit von Dir machte, das herrliche Bild voll Liebe zu Kind und Mann, voll Starkmut nach außen, voll Kraft und Wille nach innen, dieses herrliche, trostreiche Bild, dieses Bild voller Gnaden für mich uferlosen Pilger, hat dieser ganz prosaische, häßliche Brief wieder ganz, ganz verwischt... Dein aufgeregter Kopf, deine schadhafte Schuhe, deine Schulden und leere Kassa dazu — das ist alles nichts, Lappalie! Meine Tätigkeit — mein Schaffenstrieb ist erwacht, und alles mußte sich ändern, schnell ändern und freundlich gestalten, aber was in deinem Brief steht, fällt wie Mehltau auf junge Saat.“

Da sie ihm geschrieben hat, die Leute glauben, er sei auf sie böse, antwortet er in völliger Verdrehung der Tatsachen mit einer schweren Verdächtigung der Untreue:

„Weib, das Gerede der Leute ist etwas sehr Schlimmes, weil nichts ohne veranlassenden Grund geschieht — denn beurteile es dir selbst; böse sein, auf dich böse sein mußte ich, weil ich weder selbst kommen, noch dich zu mir rufen konnte. Warum aber bin ich auf dich böse? Weib, das Gerede der Leute ist etwas sehr Schlimmes. Wie frei hättest du sein können, seit ich dich kenne und habe, wenn du mir nur einmal den klaren Beweis gegeben hättest, daß du die wahre Freiheit im Herzen trügst... Ein auf Promenaden, Theater und Bällen usw. herumflatterndes Weib, dessen Mann in der Ferne weilt und schmerzlich mit dem Leben ringt, das ist kein freies Weib.“

Das „auf Promenaden herumflattern“ war aus der Mitteilung geschöpft, daß ihre Schuhe schadhafte und reparaturbedürftig wären; das von den Bällen, weil sie harmlos erzählte, sie sei auf einen Ball eingeladen, gehe aber nicht. Im nächsten Brief gesteht ihm auch Betty freimütig zu, daß sie wirklich Lust gehabt hätte, auf diesen Ball zu gehen, um wieder einmal unter die Leute zu kommen, von denen sie ohnehin schon für dumm gehalten werde, weil sie ihnen möglichst ausweiche. Das Munkeln der Leute vom Bösesein klärte sie als dadurch entstanden auf, daß man in Ried allorts rede, er habe eine Anstellung

bekommen, die ihn besser als den höchsten Beamten in Ried stelle (ein Gerücht, das Stelzhamer ausdrücklich geduldet, sogar als ein schmeichelhaftes gerne gesehen hatte), man frage sie immer, was daran Wahres sei, und sie müsse immer antworten, sie wisse nichts, ihr Mann habe ihr darüber nichts geschrieben. Sie geht sogar so weit, sich allerdings schuldig an dem Vorfall zu bekennen, indem sie weiteren (nur zu wahren) Gerüchten nicht entgegentritt: er liebe sie nicht mehr, weil er in Wien im teuersten Gasthof wohne und „sie hier darbe“.

„Heute ist wieder Jahreszeit, daß wir uns haben und kennen, in unseren letzten Briefen möchte es fast scheinen, als wenn wir um keinen Schritt weiter gekommen wären.“

Stelzhamer findet zwar auch an diesen Erklärungen noch manchen Widerspruch, der ihn reizt, und fast entzündet sich der Streit aufs neue über Bettys Äußerung: „Wenn das Kind nicht wäre, ich wüßte schon, wohin ich ginge“. Aber er beruhigt sich schließlich jetzt doch. Und wodurch? Ich darf mir wohl erlauben, einen kleinen Anachronismus zu begehen und eine Stelle aus einem Brief, der einen um wenige Monate vorher entbrannten, wenn auch nicht so heftigen Streit abschließt, zur Vervollständigung des typischen Ablaufbildes und der Prägnanz halber hieher zu setzen:

„Meine Fragen hast Du alle mehr als genügend beantwortet, aber mein Weib, ich wußte es bereits 3 Tage früher, denn kaum war meine krankhafte, höchst gefährliche Verstimmung gewichen, so sagte mir mein eigenes Herz selbst alles, alles, auch daß es ungerecht war und immer ungerecht sein und bleiben wird, solche Fragen an Dich zu stellen, aber ich habe es tun müssen, es war mit eine von den Entäußerungen meiner inne habenden Krankheit, und so habe ich doch nebst den reinen, paradiesischen Lauten der Liebe auch einmal Dein sanftes Klagen gehört, o mein Weib, du solltest öfter klagen, aber nie anders als so himmlisch sanft. Das dringt dem Schuldigen in die innerste Seele und nötigt zur Gewissensforschung und Beichte zugleich.“ (Brief an Betty, vom 9. November 1850.)

Den Grund für den Ausbruch dieses jüngsten Streites findet er aber, freilich auch hier wieder mit kleinlichen Beispielen belegt, in ihrer

„Unaufrichtigkeit und Verslossenheit. Du fürchtest meinen grübelnden Verstand, ich Deine ungezähmte, vernünftlose Leidenschaftlichkeit und Zorneswut. Mein Verstand wäre aber gar nicht zu fürchten, wenn er nichts mehr zu grübeln hätte, so würde er sich selbst zur Ruhe

begeben, wie willst Du hingegen Deine Fehler entschuldigen?“

Damit sind wir bei der Quelle. Was sich von ihm aus als Unaufrichtigkeit und Verslossenheit ansah, war in Wirklichkeit abermals eigener Mangel an Altruismus, war subjektivistische Herrschsucht und das Gefühl der Ohnmacht, die Seele neben ihm durchaus bis in den letzten Winkel beherrschen zu können.

Der Druck des Mundartepos in Hexametern „D' Ahnl“ hält ihn weiter in Wien fest. Mit der „Ahnl“ will er zurückkehren, um sich vor seinen Pränumeranten rechtfertigen zu können. Die ministerielle Hoffnung hat er bereits aufgegeben. „Daß ich mich vom Ministerium feierlichst auf immer trenne, das steht fest, was aber alles daraus hervorgeht, habe ich noch nicht recht zusammengereimt.“ (Brief an Betty vom 4. März 1851.)

Bei einer Vorlesung im März 1851 macht er den ersten Versuch einer „freien Erzählung“, d. h. einer novellistischen Improvisation.

„Ich habe endlich, was ich jahrelang wußte und nie ledigen konnte, ich habe am Samstag nebst meiner Vorlesung auch das Wage- und Probestück einer ‚freien Erzählung‘ gemacht, u. zw. zu meiner vollkommensten Zufriedenheit. Daß das Publikum ebenfalls zufrieden war, versteht sich von selbst. Ich bin richtig der Erzählung mächtig — das lebendige Wort ist endlich in mir lebendig geworden und dieses lebendige Wort, die Blüte, das ist das Vollkommenste alles in der darstellenden Kunst Leistbaren, ein gänzlich neuer Kunstzweig —, was sage ich, nicht Zweig, der Blütenstengel der Kunst selbst wird durch mich erweckt und emporgetrieben. . . nun heißt es aber schnell und hinlänglich sich Repertoire, die schönsten Sagen und Geschichten sich aneignen.“

Er denkt an ein improvisierendes Wiedergeben des „Nibelungenliedes“ oder von Auerbachs Dorfgeschichten oder den Märchen von Musäus. — Diese neue Kunstidee steht nicht sehr weit ab von der seinerzeitigen mit der Schauspielerei der Passauer Zeit. Es scheint ihm dabei weniger um das „Lebendigwerden des Wortes“ zu gehen, sondern um das Einsetzen der eigenen Persönlichkeit, die sich nun gegenüber bloßem Vorlesen ganz frei bewegen kann. Davon und von dem Ausdruck seiner Körperlichkeit erwartet er sich Wirkung auf das Publikum. Das scheint zu beweisen, daß gleich der nächste Versuch deswegen mißlingt, weil sein Persönlichkeitsbewußtsein durch körperliches Unbehagen und durch das ihm

nicht zusagende Publikum und Arrangement (im Salon des Grafen Nostitz) geschwächt ist. Immerhin glaubt Stelzhamer noch längere Zeit, in dieser „Kunst der freien Erzählung“ jenes neue Geleise gefunden zu haben, nach dem er krampfhaft suchte.

„Die Sache ist jedenfalls in ihrer Erscheinung überraschend neu und in ihrer Folge unberechenbar, aber — sie will ins Leben gerufen sein! — und das ist nicht das Werk eines Augenblickes...“

Nicht nur die Lesebuchpläne sind gescheitert; auch auf die Annahme der „Ahn!“ durch einen Verleger hofft er vergebens⁸. Ohne am Ende etwas ausgerichtet zu haben, verläßt er schließlich am 20. Juni Wien. Zwei Tage später trifft er in Ried ein. Mit einem fertigen Lesebuch war er ausgezogen, und nach dreizehn Monaten kehrt er, ohne einen Kreuzer in der Tasche, wieder zu den Seinen zurück.

In Ried bleibt er bis Ende Oktober, da er sich, seiner neuen Idee verschrieben, in die „Kunst der freien Erzählung einüben will“. „Ich habe schon mehrere Vormittage fleißig und mit Frucht an meinem neuen Fach studiert und gearbeitet.“ Diese neue Kunst will er nun auch auf Vortragsreisen ausprobieren. Am 6. November gibt er einen gelungenen Abend in Braunau. Dann setzt er alle Hoffnung auf München.

Doch, kaum dort angelangt, trifft ihn die Nachricht vom Tode seines Kindes⁹. Also auch diese letzte Idylle in Ried, dieser „letzte Himmel“, wurde somit zerstört. Die Todesnachricht hatte ihn zu spät erreicht, weshalb er nicht zum Begräbnis kommen kann. Vom Ende des Jahres datieren fünfzehn Lieder auf den Tod seines „Linchens“, nach dem Vorbilde der Rückertschen „Kindertotenlieder“ gehalten.

Im Dezember läßt er auch seine trauernde Frau nach München nachkommen. Wieder war die Reise nur auf kurze Dauer berechnet, wieder werden Monate und Jahre daraus, und wieder wird die Rieder Wohnung während der ganzen Zeit beibehalten. Freilich glaubt er eine Zeitlang, in München einen besseren Boden für seine literarische Tätigkeit gefunden zu haben und denkt wohl auch an Übersiedlung. Von der allerersten Münchner Künstlergesellschaft war er wieder sehr freundlich aufgenommen worden.

Er kam mit den meisten Münchner Kapazitäten in Berührung, aber nur auf dem Fuße, auf welchem man bei Salonabenden eben stand. Eine nähere, auch familiäre Beziehung scheint ihn mit einer Parvenüfamilie Stuntz verbunden zu haben, auch wohl mit der Familie Schwanthaler, die aus Ried abstammt. Eine Gräfin Josefine von Forgatsch-Andrassy hatte ihn speziell ins Herz geschlossen und unterstützte seinen Haushalt mit kleinen Gaben. In dem Ministerpräsidenten v. d. Pfordten, einem gebürtigen Rieder, hatte er einen Protektor oder zumindest eine Folie. Sonst wissen wir außer von einem kurzen Kunstaussflug nach Augsburg im April 1853, wo er auch den alten Schriftstellerfreund Christoph v. Schmid besuchte, von seinem Münchner Schicksal recht wenig, da Briefe an Betty natürlich fehlen. Die Not ist ihm auch dort keineswegs fremd geblieben. Er hat in der schon etwas schneidigeren Münchner Luft Sehnsucht nach dem gemütlichen, lustigen Österreich.

Herausgebracht hat er in München 1852 „Das bunte Buch“, eine Auswahl aus seinen hochdeutschen und Dialektgedichten neben politisch-phantastischen Aufsätzen, 1853 „Gambrinus, das Münchner humoristische Taschenbuch für das Sudjahr 1853/54“ und 1854 zwei Bändchen „Jugendnovellen“, d. h. wieder Kindergeschichten.

Gearbeitet hat er in München wohl außer gelegentlichen Beiträgen für Journale vor allem an den Dorfgeschichten, deren Veröffentlichung in Almanachen nun beginnt, und an den „Schulg Geschichten“ (Erinnerungen an seine Dorfschul- und Gymnasialzeit). Wenn er nicht die Ermutigung zu der zunehmend realistischen Darstellungsweise in diesen Arbeiten dem Münchner Aufenthalt verdankt, so hat er künstlerisch eigentlich hier nichts gelernt.

Im Gegenteil, das Büchlein „Gambrinus“, das man sich gar nicht gambrinisch genug vorstellen

⁸ Ende Februar 1851 ist „D'Ahn!“ bereits gedruckt; sie kommt zunächst im Selbstverlag heraus. 1854 nimmt sich Braumüller in Wien in einer 2. Auflage darum an; die endgültige Fassung erscheint 1855 bei Cotta in Stuttgart (gemeinsam mit dem „Liebesgürtel“, vgl. S. 31).

⁹ Linchen stirbt am 24. November 1851 an einem organischen Herzfehler.

kann, zeigt den Anfang eines künstlerischen Niederganges, der sich mit dem Hinweis auf eine Brotarbeit allein nicht entschuldigen läßt. Bald folgte, wenigstens was den hochdeutschen Stelzhamer betrifft, ein völliger Stillstand. Hier kündigt sich schon an, wie er die folgenden zwei endlich sorgenfreien Dezennien verbringen sollte. Für Bierschwärmerei, für die Poesie schattiger Gasthausgärten oder Dorfschenken an den so oft von ihm befahrenen Landstraßen hatte er immer Verständnis gehabt. Seine Freundschaftspflege läßt sich ohne den allabendlichen Gasthausbesuch gar nicht denken. Demgemäß war sie auch unverbindlich und künstlerisch unfruchtbar. Stelzhamer am Biertisch, im Kreise von Zechgenossen oder zufällig Zusammengekommener der Geist- und Einfallsreichste, wofür er dann meistens beim Wirt die Zeche für beglichen hielt — das ist die Gestalt, in der er heute noch im Volksmunde weiterlebt. In München nun kam er diesen Dingen bis auf den Grund. Das Buch „*Gambrinus*“ zeigt ihn ebenso bekannt mit den Münchner gewichtigen Brauherrenschlechtern, ihrer Geschichte und ihren Geschichten, wie auch mit den berühmten Münchner Tempeln des Bierkults, mit der Sphäre seiner Priester und Gläubigen, mit den verschiedenen Stadien gambrinisch-göttlicher Verzückung, d. i. des Rausches.

Noch freilich glaubt er an seine Sendung als hochdeutscher Dichter, und auf den „*Liebesgürtel*“ gründet sich seine ganze Hoffnung. Stifter hatte mit Heinrich Reitzenbeck, dem Linzer Apotheker und späteren Professor an der Realschule in Salzburg, Ende 1848 den Gedichtzyklus aufmerksam durchgegangen, zu ändernde Stellen bezeichnet, über das Ganze sich aber, aus der Freundesperspektive offenbar, sehr lobend geäußert und versprochen, eine Einleitung dazu abzufassen. Aber bedeutet es nicht völlige Verkennung der Realität, wenn er von einem Werk halb Heinescher, halb Rückertscher Art, das in den ersten dreißiger Jahren entstand, jetzt nach 20 Jahren und nach solchen Umwälzungen noch den Durchbruch als deutscher Dichter erwartet? Nichts Geringeres erwartete aber Stelzhamer, als er mit Empfehlungen des bayerischen Premierministers v. d. Pfordten im Mai 1854 zu Cotta nach Stuttgart reiste, um die unterbroche-

nen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Auf die hohe Empfehlung hin ist die Aufnahme bei den Kompagnons der Firma Cotta, dem Baron Johann Georg v. Cotta und seinem Schwager Hermann v. Reischach sowie bei den Stuttgarter Literaten sehr freundlich. Er besucht unter anderem den Kritiker und Geschichtsschreiber Wolfgang Menzel und Friedrich Wilhelm v. Hackländer, den Romanschriftsteller und Lustspieldichter. Bald wird er auch zum Prinzen Wilhelm von Württemberg geladen, der ihn in seine „*Werft*“ einführt und ihn zum Mitglied macht. Aber mit der Buchveröffentlichung gibt es bald neue Schwierigkeiten. Schon am 3. Juni 1854 berichtet er an Betty:

„Mein Geschäft mit Cotta ist immer noch sehr in der Schwebe . . . Baron Cotta schrieb mir ein Briefchen, daß mein Buch, das er, wie Du weißt, vor 3 Jahren so außerordentlich gefunden hat, an allerlei Gebrechen an Reim und Vers litte. Noch mehr, daß es (dasselbe Buch, das er vor 3 Jahren in der Idee und in der Form so ungemessen schön genannt hat), daß es hie und da ans Sinnliche, ja Geile (Himmel Sakrament) grenze, daß dasselbe noch einer umfassenden Feilung unterzogen werden müßte, ja daß es vielleicht besser sei, es gar nicht zu drucken . . . Du weißt, wie hoch ich im Leben und mit der Feder die Sittlichkeit achte, und ein so verfluchter schwäbischer Mucker will aus meinem Buch grobe Sinnlichkeit herauswittern. Ist das nicht zum Schlagtreffen? Stifter, Reitzenbeck, die Apostel der hohen Sittlichkeit, haben mein Buch mit Staunen und Lust gelesen, in München Löhr und Muttenthaler mit Lob und Verwunderung, und ein schwäbischer Pietist . . .“

Sehr erbost darüber machte sich Stelzhamer nun aber doch an die Umarbeitung, teilweise zusammen mit Graf Wilhelm von Württemberg, der ihm hiezu auch einen Arbeitsplatz auf seiner Burg Lichtenstein zur Verfügung stellen wollte. Nach anfänglichem Unwillen, zu einer Überarbeitung niedergezwungen zu werden, findet er schließlich bisher nicht gekannte Schaffensbefriedigung in dieser Arbeit.

„Lenau, der Unglückliche, hat mir einst gesagt ‚Ich habe gearbeitet mit Kraft, ich habe gerungen . . . usw. Ich habe den guten Mann damals nicht verstanden, jetzt weiß ich, was es heißt, ich habe gearbeitet, ich habe gerungen . . .‘, ich wußte gar nicht, daß ich die Kraft der Formbewältigung in diesem Grade besitze, das wäre mir in Bayern oder gar im üppigen Vaterlande auch gar nie zum Bewußtsein gekommen, daß konnte nur im nüchternen, verständigen Schwabenlande und unter den roten, Kerkermauern ähnlichen Weinbergen von Stuttgart geschehen . . .“ (Brief an Betty vom 19. Juni 1854.)

So wurde das Buch schließlich doch angenommen und kam 1855 heraus, aber nicht allein, sondern umrahmt von Liedern in obderennsscher Volksmundart und von der „Ahn!“ , ohne die man den hochdeutschen Stelzhamer nun einmal nicht haben wollte.

Über ein in seiner Heimat verbreitetes Gerücht, er sei in München gestorben, schreibt er an Betty am 7. Dezember 1854:

„Jawohl ist der Franz von Piesenham, den das Vaterland kennt und liebt, jawohl ist derselbe Franz gestorben und sie mögen ihm heute oder morgen in Großpiesenham ein kleines Monument setzen, aber mit Gottes Hilfe und Beistand wird dessen Zwillingbruder ins Leben treten und im großen deutschen Vaterlande dieselbe Rolle einnehmen, die der Piesenhamer im kleinen Österreich eingenommen hat.“

In München hatte sich inzwischen für seine Frau die Lage gefährlich gestaltet. Es drohte die gerichtliche Exekution auf Betreiben eines Gläubigers. Stelzhamer, nicht in der Lage, diese zu verhindern, rät ihr, seine Schriften zu beseitigen und selbst nach Stuttgart nachzukommen. Hier ließe sich von dem *Cottaschen* Honorar von 550 Gulden nun wieder eine Weile leben. Stelzhamer will die errungene Position ausbauen. Aber bald entwickeln sich im Hotel Marquardt in Stuttgart die Dinge genau so wie im Matschakerhof in Wien. Er schickt nun doch seine Frau nach Ried, um den dortigen Haushalt wieder einzurichten.

„Schon am Abend nach Deiner Abreise finde ich auf dem Tisch meine Gesamtrechnung von 354 fl und einen Brief von Marquardt, mit der noch ganz artigen Bitte, die Rechnung anzuerkennen und ihm gefälligst, damit das Konto nicht noch wachse, das Zimmer zur Verfügung zu stellen... Am nächsten Tage schrieb ich ihm: die Rechnung wird anerkannt und das Zimmer steht ihm vom Montag an zur Verfügung.“ (Brief an Betty, Ende März 1855.)

Stelzhamer zieht noch in ein Privatlogis, um das Ergebnis eines kleinen Geschäftes abzuwarten und damit Reisegeld zu bekommen und verläßt Ende Mai Stuttgart, um über München und Salzburg nach Ried zurückzukehren. Nach dieser letzten literarischen Erfahrung — der erwartete Sturm war ausgeblieben, und Cotta hatte sein Verlagswerk nicht einmal in seinen eigenen Zeitungen angekündigt — hat Stelzhamer nun wieder nicht genau feststellbare Pläne auf ein „ge-

meinnütziges praktisches Schaffen... und zwar in Österreich“ (Brief an Betty am 1. Mai 1855). Die Übersendung der Cotta-Ausgabe an den Kaiser hätte die Möglichkeit einer solchen wohl anbahnen sollen, der Ertrag war nicht ein vom Kaiser erhoffter Ehrensold, sondern die „Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft“ mit kaiserlichem Entschluß, „de dato Ischl 29. September 1855“.

Betty hatte nach ihrer Rückkehr von Stuttgart in Ried traurige Verhältnisse vorgefunden. Wegen des seit Jahren rückständigen Wohnungszinses hatte der Hausherr die Wohnung weitervermietet und einen Teil des Hausrates versetzt. Sie jedoch war völlig mittellos angekommen und wieder einmal auf die Mildtätigkeit von Freunden und Verwandten angewiesen. Ihrem unterdessen gleichfalls ohne finanziellen Rückhalt nach Salzburg zurückgekehrten Gatten schreibt sie in bündigen Worten über ihre verzweifelte Lage. Stelzhamer jedoch wirft ihr ihre Mitschuld an der Lage und, Gerüchten folgend, sogar eheliche Untreue vor, letzteres diesmal wohl nicht ohne Grund. Er eilt nach Ried, wo Betty unterdessen versucht, mit den Resten der verstreuten Möbel eine bescheidene Wohnung einzurichten und ihre Näherei wieder aufzunehmen. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen, die sogar die Nachbarn alarmieren. Betty ist die neuerlich zur Versöhnung Bereitete. An ihren Mann nach Ischl gerichtete Briefe von Anfang Oktober sprechen deutlich und erschütternd ihr Schuldgefühl und ihre Reue aus.

„Aber ich war immer so verlassen und vernachlässigt, wie ich mich jetzt mitten unter Leuten, die mir alles Liebe tun und tun möchten, verlassen fühle, doch sei versichert, daß ich in dieser Verlassenheit mich Deiner nicht unwürdig beweisen werden.“

Ein weiteres Beisammensein beider schien bei der aufrichtigen Reue Bettys möglich. Aber wie sie von da ab seelisch zerbrochen war, so hatte sie auch schon den Keim der Todeskrankheit in sich. Von einer Art Cholera, an der sie in München litt, hatte sie sich nie mehr völlig erholt. Sie starb im darauffolgenden Jahr am 16. März in Salzburg infolge Verblutung, 38 Jahre alt. In den zwei Gedichten „*Meditationen am Grabe meines Weibes*“ von 1856 weiß Stelzhamer ihr nichts mehr vorzuwerfen, als daß er nie während

seines Fernseins von ihr den heißen Sehnsuchtschrei nach ihm gehört habe.

Denn träun, ein einziger solcher Schrei,
Je an mein Ohr gedungen —
Ich hätte mich von Fesseln frei,
Von Ketten losgerungen.
Und wäre heim im Schwalbenflug
Euch liebend zu beleben,
O Himmel, daß du selbstisch klug,
Kein Zeichen mir gegeben.

Wir hören diesen Schrei wahrlich oft und oft in ihren Briefen, freilich auch verhalten im Glauben an sein Dichtertum und seine Pläne, die dieser Schrei nicht stören wollte. Stelzhamer hat ihn nicht gehört.

Wie ausschließlich er aber während dieser vergangenen Jahre mit dem Problem Weib und Ehe beschäftigt war, möge noch eine Briefstelle an seinen Gläubiger Franz Ritter v. Laveran vom 19. Februar 1858 belegen:

„Ich habe ein zerrüttetes, schließlich sehr unglückliches 12jähriges Eheleben geführt. Im steten Kampf gegen diese Zerrüttung, in immerwährenden Bemühungen es glücklicher zu gestalten, vernützte ich all meine Kraft. Ich habe wohl dem Himmel in meinem Kinde den Engel zurückgestellt, in meinem Weibe eine Seele vor wahrscheinlich gänzlichem Untergang gerettet, aber ich bin darüber materiell, finanziell förmlich zugrunde gegangen, bankerott geworden.“

Salzburg, Henndorf: 1856—1874

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Frau knüpft Stelzhamer in Salzburg ein neues Verhältnis an mit einem Mädchen, das nicht nur dem Alter nach leicht seine Tochter hätte sein können. Es ist nämlich die Tochter seiner Antonie Nicoladoni und des Kapellmeisters Josef Tremml, den diese wegen der Aussichtslosigkeit ihrer Beziehungen zu Stelzhamer geheiratet hatte. In merkwürdig vielen Punkten ähnelt diese neue Beziehung zu *Hermine* der zu *Betty*; für Stelzhamer war es wohl überhaupt nur eine Fortsetzung des Ehelebens. Der Anfangsstand des Verhältnisses war womöglich noch konfliktreicher als der bei *Betty*. Auch *Hermine* hatte bereits eine „Vergangenheit“, von der er sich übrigens übertriebene Vorstellungen gemacht zu haben scheint; auch hier mutet er sich zu, sie auf den Weg der Tugend zurückgebracht zu haben. Erschwert wurde die Situation noch dadurch, daß ihm die Mutter, die seine unveränder-

ten Charaktereigenschaften wohl kannte, das Haus verboten hatte. Zwischen den früheren Jugendgeliebten herrscht nunmehr die Stimmung, als wollte sich eins am andern rächen.

Hermine liebte ihn mit eben derselben leidenschaftlichen Anklammerung und Aufopferung wie *Betty*. Man möchte ihre Briefe für eine Fortsetzung der *Betty*briefe halten, wenn sie nicht noch um einen Grad sensitiver, mit einem Stich ins Hysterische wären, wenn sie nicht in der Orthographie noch schlechter, in der Schrift noch zerfahrener wären als die *Bettys*. *Hermine* ist auch etwas mehr auf die sinnliche Seite geneigt, weniger kräftig und widerstandsfähig gegen die Peinigungen durch ihn, ihm aber womöglich noch mehr ergeben gewesen. Auch sie war wie *Betty* häufig leidend. Ihre Briefe sind meistens undatiert und lassen sich nur notdürftig nach den angezeigten Ereignissen chronologisch ordnen, Stelzhamers Briefe sind nur so weit vorhanden, als er dazu ein Konzept machte oder sie nicht abschickte. Die ersten Briefe wurden während des Saisonbesuches Stelzhamers in Ischl im Juli 1856 gewechselt. Das Verhältnis war den Eltern noch nicht bekannt, er hatte bisher im Hause noch verkehren können. Die von Mitte Oktober von *Hermine* nach Linz adressierten Briefe aber lassen wieder ganz den alten Stelzhamer erkennen. Sie sei an *Bettys* Grab gewesen, „klagte ihr unter Tränen, daß du fort bist... Ich bete alle Tage für sie um jenseitige Ruhe und für dich um Abschaffung grüblerischer Gedanken und daß du endlich Ruhe erlangst“ (Brief vom 16. Oktober). Am 27. Oktober schreibt sie ihm, daß ihr ein Herr von *Basstätter* einen Heiratsantrag gemacht habe, den sie abwies. Diese „Pastetengeschichte“, zu der er sie umformt, der von ihrer Mutter aufgestellte Mausköder (zur süßen Rache an ihrem abgefallenen Jugendsklaven), auf den das naschsüchtige Mäuslein schließlich doch gehen wird, wirkt auf ihn ganz so wie jene beiläufige Erwähnung *Bettys* von der Einladung zu einem Ball, auf den sie nicht gehen wird. Vorhaltungen ihrer bemäkelten Vergangenheit folgen:

„So schnell läßt sich kein Feind abtreiben, am wenigsten der böse...“

„Ich habe dein Leben wie das meines unglücklichen Weibes in die Hände genommen, aber ich werde Deines

wie das Ihrige nächstens müssen fahren lassen. Denn es soll mein Herz hienieden nichts haben als: Täuschung, Jammer, Elend und endlich spät den ersehnten, willkommenen Tod.“

Daß er auch anders konnte, zeigt der plötzliche Umschlag in diesem Briefkonzept von einer Dichtung nach Art seiner Phantasien und völlig unangebrachter kapriziöser Feuilletonstilübung zu einfacher Menschlichkeit, Dank für ihre schönen Gefühlsäußerungen, menschlich liebende Sehnsucht nach ihr; zum Schluß freilich wieder der frühere Ton. Der Briefwechsel mit der Tochter seiner Jugendliebe — Stelzhamer nennt ihn später „*Aktenstücke zu einem streitigen Liebeshandel*“ — ist voll von Eifersüchteleien und gegenseitigen Beschuldigungen mangelnder Zuneigung. So lesen wir z. B. in einem Briefkonzept Stelzhamers:

„... So aber sind wir quitt: ich nahm Deine dargebotene, hingebende, opferreiche Liebe an und erwiderte sie mit gleicher Hingabe und Opferung: Verließ Ischl, hing alle Arbeit an den Nagel, steckte mich in Schulden, schlief auf nacktem, hartem Wirtshausgerät und loschierte mich katzenreinliches Geschöpf hart neben Wust und Unrat...“

Der Briefwechsel treibt sie schließlich um Weihnachten in eine ernstliche Erkrankung psychischer Natur, die den Bruder Herminens nötigt, an Stelzhamer zu schreiben, er möge sie doch mehr schonen.

In Salzburg hatte er ein Geschäft mit Buchhändler *Duile* im Auge. Nach Linz war er gegangen, um am 6. November der Aufführung seines Stückes „*Die Ehre des Regiments*“ (dessen moralischer Stoff schon in seinem Volksschullesebuch enthalten war) beizuwohnen. Gedanken an eine Bühnentätigkeit scheinen ihm auch weiterhin nahe zu liegen, da er im nächsten Jahr dem befreundeten Direktor des Theaters an der Wien, *Pokorny*, das Anerbieten auf Abfassung einer Komödie macht, worauf er gleich wieder einen Vorschuß nimmt. Außerdem knüpft er dort mit dem neu gegründeten „*Linzer Abendboten*“ und dessen Redakteur *Höller* Beziehungen an, für den er in der Folge auch mehrere Beiträge liefert. Auch die *Hofstädtersche* Erbschaftsangelegenheit war wieder aufgetaucht.

Am Jahresanfang 1857 kehrt er nach Salzburg zurück. Das Verhältnis zu Hermine entwickelt sich gegen Mitte des Jahres nach der Seite hin,

daß sie ein Kind von ihm erwartet. Sie drängt ihn inständig, daß er von ihren Eltern demütig Verzeihung und Wiedereintritt in ihr Haus erbitte, damit sie doch einen Trost in ihrer schrecklichen Lage habe. Doch er entschließt sich unter zwei erhaltenen Konzepten vom 27. und 29. Juli nicht zur Absendung jenes, in dem er, ohnehin noch sehr gemessenen Tones, für ihre gütige Nachsicht gegenüber dem „sonst guten Kinde“ dankt und das den Passus enthält: „Was endlich mich betrifft, so weiß ich wohl nicht, wie viel ich werde tun können, daß ich aber tun werde, so viel ich kann, das weiß ich.“ Er sendet vielmehr jenes ab (die folgenden jammernden Briefe Herminens bezeugen es), in dem er Anspielungen auf die geringe Achtsamkeit der Eltern auf ihr Kind macht und in dem er schreibt:

„... daß es mir nicht einfällt, mich in ihrer gegenwärtigen fatalen Lage schlaue zurückzuziehen oder gar schelmenhaft mich aus der Schlinge winden zu wollen, dennoch bleibt vor der förmlichen Paternitätserklärung und darauf bezüglichen Pflichtenübernahme noch soviel zu erörtern und festzustellen, daß ich es teils der Weiläufigkeit, teils der Wichtigkeit wegen dem Papier nicht anvertrauen will.“

Endlich scheint er, vor oder nach der Entbindung Herminens, doch Zutritt ins Haus erlangt zu haben, denn der Briefwechsel hört nach noch einigen schmerzlichen Ergießungen Herminens über ihre entsetzliche Lage auf. Ende des Jahres nimmt Hermine eine Stellung als Kindermädchen bei einer Herrschaft in der Steiermark an. Der letzte vorhandene Brief datiert vom 20. Jänner 1858. Dann hören wir keine Silbe mehr, weder von ihr noch von dem Kinde, das vielleicht tot zur Welt gekommen war oder nicht lange am Leben blieb¹⁰.

Weit weniger als bei dem langwierigen Kampf mit Betty darf man bei diesem kurzen Erlebnis annehmen, daß es ihn im Innersten aufgewühlt hätte und daß von seiner Seite wahre Liebesempfindung mit im Spiele gewesen wäre. Das Schmeichelhafte der Hingabe Herminens, die sinnliche Seite als rein physisches Bedürfnis nach Fortsetzung des Ehelebens (er selbst vermißt an Hermine, richtiger gesagt aber wohl an dem gan-

¹⁰ Dazu bemerkt Hans *Commenda*: „Franz Stelzhamer — Leben und Werk“, Linz 1953, S. 250: „Am 15. 9. 1857 brachte Hermine — laut Eintragung im Totenbuche der Dompfarre Salzburg — ein totes Kind zur Welt.“

zen Verhältnis das Zutagetreten geistiger Potenzen), die Pikanterie einer Intimität mit der Tochter seiner abtrünnigen Jugendgeliebten — sollten seinem gerne über weite Zeitspannen Zirkel ziehenden Geiste Rachedgedanken wirklich so ganz ferne gelegen sein? —, das waren wohl die Hauptreize für ihn an dieser Beziehung. Sie zeigt nochmal Stelzhamer im Glanz seines Subjektivismus.

Anfang 1858 droht die gerichtliche Einklagung der aus dem Jahre 1850 stammenden Schuld an Franz Ritter v. Laveran, den er diesmal mit Hinweis auf das sich anbahnende Geschäft mit den Verlegern Friedrich und Heinrich Brockhaus vertröstet und ihn von diesem bemäkelnden Schritt Abstand zu nehmen bittet, weil er

„1. gerade im Begriffe sei, sich über den oberösterreichischen Landtag an den Kaiser zu wenden um Bewilligung eines Jahresgehaltes,

2. weil er trotz seines Irrsals und Wirrsals im Leben doch einst ein Blatt in der Geschichte haben werde, worauf auch seine Weh- und Wohltäter verzeichnet stehen.“

Die Verleger Brockhaus hatte er in Salzburg kennengelernt und dabei „*Biographische Lieder und Reime*“, wieder eine Sammlung überarbeiteter alter und ältester Gedichte, angetragen. Brockhaus lehnte nach genauer Kenntnisnahme später ab. Dessen Schwager, der Buchhändler Hermann Geibel in Leipzig, der davon gehört und das Manuskript verlangt hatte, schickt es zurück, sobald er bemerkt, daß es sich um hochdeutsche und nicht um mundartliche Gedichte handelt. Auf eine Bitte um Hilfe an den erfolgreichen Adalbert Stifter erhält er einen ablehnenden Brief, der in seiner ruhigen, ernsten Stilisierung so recht den Gegensatz in Wesens- und Lebensart zwischen beiden zeigt.

Mit den Wiener Schriftstellern Johann Gabriel Seidl und August Silberstein tritt er in Verbindung durch Almanach- und Kalenderbeiträge, von denen er nebst Vorlesungen und Pränumerantensammlung sein Leben während der Jahre 1858/59 fristet. Das gambrinische Element wird in der Salzburger Schlappgesellschaft, eine jener um diese Zeit in Schwung kommenden Akademiker-Tischgesellschaften, gepflegt. Nach Ischl ist er von dieser Zeit an zu fast allen Saisonen gekommen. Um nach Wien zu gehen, konnte er

das Reisegeld nicht zusammenbringen; ja, er hat sogar die von einem Freund einmal zur Verfügung gestellten Reisespesen anderweitig nötiger gehabt.

Endlich im Jänner 1860 macht er die Eingabe an das oberösterreichische Landespräsidium zur Weiterleitung an den Kaiser um Bewilligung eines jährlichen Ehrensoldes. Hermann Gilm, damals Präsidialsekretär in Linz und Freund Schallers, hatte dem Gesuch die Wege geebnet, und es gelangte am 15. April eine allerhöchste Entschließung herab, womit ihm aus dem oberösterreichischen Domestikalfond jährlich 600 Gulden gewährt werden, gegen jedesmaliges neues Ansuchen. „Viktoria! Deine Zukunft ist gesichert“, schreibt ihm Gilm mit der Überbringung dieser Nachricht. Am 27. April erhält er die ersten 600 Gulden. Damit geht er nach Wien und von da nach Graz.

Sollte es diesmal wieder so unpraktisch ausgehen? Nein, denn von Salzburg aus bewacht ihn ein klügeres Wesen: Therese Böhm-Prammer, Privatlehrerin in Salzburg, Witwe mit einem Kind, seine nachmalige Gattin¹¹. Was wir von ihr wissen, klingt alles durchaus vernünftig. Eine Barbara und einer Hermine mußten endlich dieser Therese Platz machen und für das, was jene gelitten, konnte diese die Ernte eines sorgenfreien Lebens mit einem ruhig gewordenen Mann einheimsen. Außer daß sie Mutter seiner geliebten Spätlingskinder wurde, gebührt ihr als Reinschreiberin und fleißige Ordnerin und Bewahrerin des Nachlasses Dank.

An die 1848 vereitelte Absicht, eine Geschichte des deutschen Volksliedes zu schreiben, gemahnt ein von da ab länger herumgetragener Plan, ein grammatikalisch-lexikalisches Werk über den Dialekt seiner Heimat abzufassen, wofür er sich insbesondere am „Bayerischen Wörterbuch“ von Johann Andreas Schmeller orientiert. Er scheint für diese Arbeit, die kaum über die Vorstudien

¹¹ Über die inneren Beziehungen zu ihr schreibt Max Bauböck: Darüber weiß ich so gut wie nichts zu berichten. Der Briefwechsel zwischen beiden wurde von mir mit Rücksicht auf die noch lebenden Kinder aus dieser Ehe nicht eingesehen und wurde auch von der kürzlich stattgefundenen Übergabe des Nachlasses an das Museum Francisco-Carolinum in Linz noch ausgeschlossen.

hinaus gediehen ist, auch ein staatliches Stipendium genossen zu haben.

Er arbeitet in diesen Jahren an seinem Mundartmärchen „*D' Frau Naoth*“ oder „*Königin Noth*“, nachdem er nun mit dieser Zwingherrin Friede geschlossen hatte. Es ist das letzte größere Werk Stelzhamers.

Dem oberösterreichischen Landtag widmet er den vierten Teil seiner Mundartgedichte. Dafür erhofft er sich einen ähnlichen Ehrensold aus Landesmitteln wie seine staatliche Dichterpension. Es wird ihm zuerst eine einmalige Unterstützung, dann jährlich ein Betrag in Höhe von 400 Gulden gewährt. Sein Aufenthalt wechselt in den folgenden Jahren häufig. Bald ist er in Linz, wo ihn mit der Familie *Schaller* eine enge Freundschaft verbindet und wohin er meist zur Landtagssitzung zwecks Sicherung seines jährlichen Soldes kommt. Bald ist er in Vöcklabruck, wo er im Freundeskreis der „*Paixhanslia*“, einer Art „Schlappgesellschaft“, gerne gesehen ist. Dort verkehrt er gerne mit den Malern *Alois Blumauer* und *Josef Wallhamer*. Dann wieder kehrt er nach Salzburg zurück, wo er sein ständiges, von *Therese* getrennt geführtes Domizil hat. Ende 1865 frohlockt er über ein glücklich verlebtes Jahr. „Auch mitunter gearbeitet, aber mehr gefeilt als erfunden.“ Häufige Angriffe eines Kopfleidens nach einer schlaganfallartigen Erkrankung im Juni 1866 hindern jetzt oft seinen Tatendrang. Was noch an Mundartgedichten zustandekommt, zeigt volle Abgeklärtheit, spricht aber auch von ungebrochener Lebenskraft und innerem Wohlbefinden.

Ende 1866 erwartet er in Henndorf bei Salzburg die Niederkunft *Theresens*, die ihn am 27. Jänner 1867 mit einem kleinen *Lucian* beschenkt. Die Hochzeit erfolgt erst am 25. November 1868.

Mit der Drucklegung des vierten Teiles der Mundartgedichte bei *Eurich* in Linz hatte er manche Scherereien; die Herausgabe war schließlich nur im Selbstverlag möglich. Zu dieser Zeit verwendet sich auch *Adalbert Stifter* für ihn bei der *Schiller-Stiftung*, von der er in der Folge

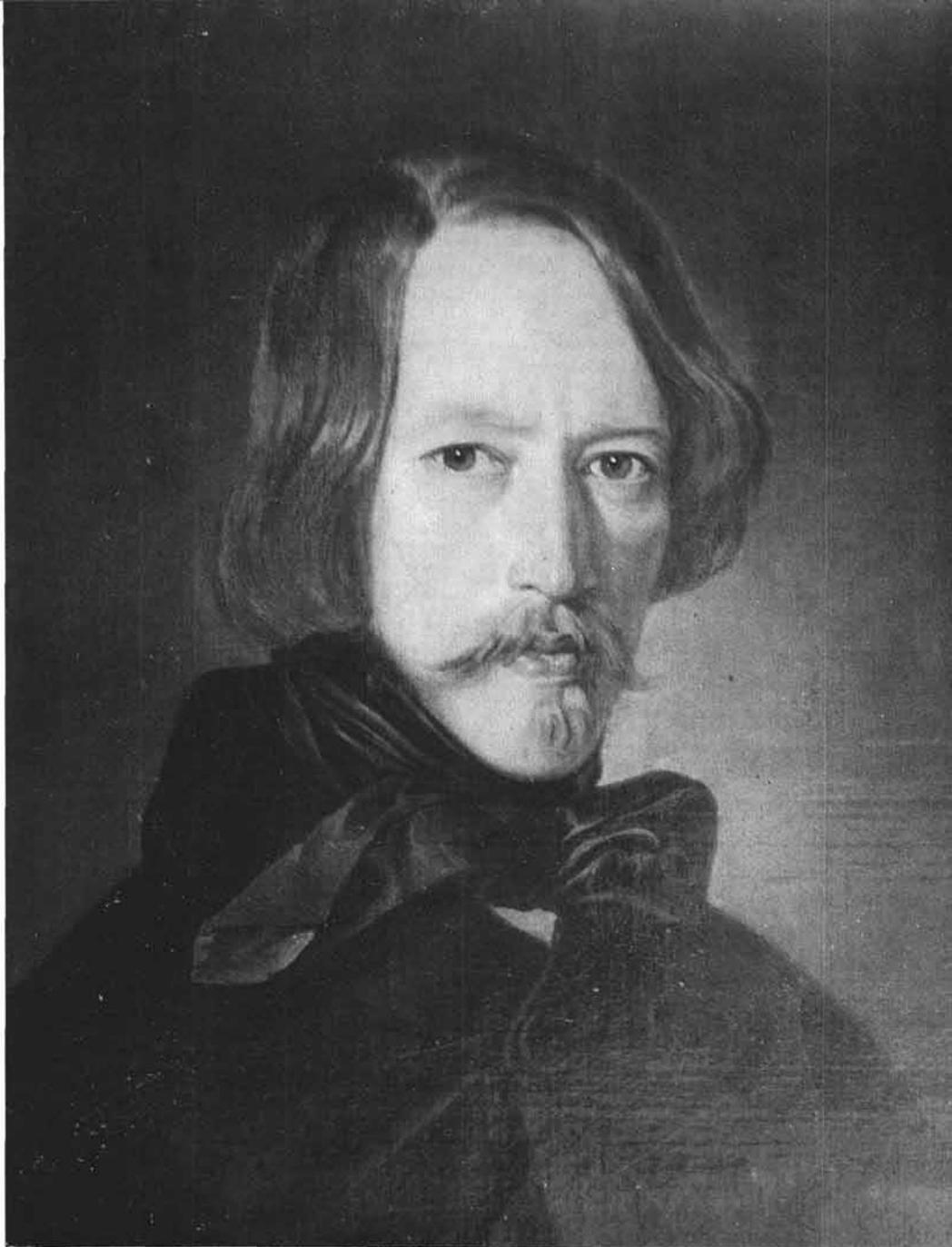
auch regelmäßig Ehrengaben erhält. Die ausschließlich dem Mundartdichter vermeinten Ehrungen nehmen gegen seinen 70. Geburtstag hin zu. Er wird in Öl gemalt (*Wallhamer-Bildnis*) und in Stein gehauen (*Henner-Büste*). Programmartikel und Zeitungsaufsätze über ihn erscheinen. Die Kriegsergebnisse 1870 und 1871 begleitet er mit Gedichten, die die Sehnsucht nach einem großen Deutschland aussprechen.

In Henndorf, wohin er 1870 übersiedelt, wird ihm ein zweites Kind, *Rosalie*, geboren. Im selben Jahr macht er noch eine Vortragsfahrt nach Wien und in altgewohnter Weise nach Ischl, wo er Gast ist bei dem Schulmann und Germanisten *Alois Ritter von Egger-Möllwald*. Dieser bemüht sich hierauf um die Unterbringung seiner Dorfgeschichten in Wiener Zeitungen und nach Stelzhamers Tod um die Herausgabe des „*Liebesgürtels*“. An dessen Gattin (als Witwe 1925 gestorben) richtet sich auch eine letzte Herzensregung, von der der „romantische Liederzyklus“ „*Ischl*“ zwar nichts Bestimmtes, aber doch genug aussagt.

Für das 70. Lebensjahr Stelzhamers sollte eine Gesamtausgabe seiner Werke bei *Heckenast* herauskommen, von der er sich zum letztenmal die Durchsetzung als deutscher Dichter im deutschen Vaterlande erhofft. Die Verhandlungen mit den weit verbreiteten Inhabern der Verlagsrechte erweisen sich aber als schwierig. Erst 1882 hat *Peter Rosegger*, der sich 1874 als junger Herausgeber des „*Heimgarten*“ an Stelzhamer um Beiträge gewendet hatte, wenigstens eine vierbändige Auswahl herausgebracht.

Die Geburtstagsfeiern zu seinem Siebziger, um deren Arrangement er sich sehr besorgt zeigt, haben eine Wirkung über ganz Österreich hin — darüber hinaus allerdings wenig.

1873 besucht Stelzhamer die Weltausstellung in Wien und nochmals *Dr. Alois Egger-Möllwald* in Ischl. Er stirbt an einer Lungenerkrankung, die er sich durch eine Erkältung bei einem Frühjahrsbesuch in Salzburg zugezogen hatte, am 14. Juli 1874 in Henndorf.



Jugendliches Bildnis Franz Stelzhamers im OÖ. Landesmuseum; Öl auf Leinwand,
unbekannter Maler der Münchener Schule.

Zu: *Bauböck, Stelzhamer*

Aufn. im OÖ. Dichterarchiv im Adalbert-Stifter-Institut